



Leseprobe

Kate Morton

Das geheime Spiel
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 13. März 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

England 1924: Während einer rauschenden Party auf dem Landsitz Riverton Manor kommt der junge Dichter Lord Robert Hunter ums Leben. Einzige Zeuginnen sind die Hartford-Schwestern Emmeline und Hannah, die danach nie wieder ein Wort miteinander reden. Was genau geschah in jener Sommernacht? Und welche Rolle spielte Grace Reeves dabei, die als blutjunges Hausmädchen nach Riverton Manor kam und Hannah und Emmeline seitdem hingebungsvoll begleitete?

Mehr als fünfundsiebzig Jahre lang hütet Grace das schreckliche Geheimnis. Dann wird sie von einer jungen Frau kontaktiert, die das Drama von damals verfilmen will. Die Gespräche mit ihr wühlen alte Erinnerungen wieder auf. Kann sich Grace endlich der großen Schuld stellen, die sie ihr Leben lang nicht mehr losgelassen hat?

Die Autorin

Kate Morton wuchs im australischen Queensland auf und studierte Theaterwissenschaften in London und Englische Literatur in Brisbane. Sie lebt mit ihrer Familie in Australien und England.

Kate Mortons Romane erscheinen weltweit in 38 Sprachen und 45 Ländern und eroberten ein Millionenpublikum. Sie sind allesamt SPIEGEL-Bestseller:

Das geheime Spiel – Der verborgene Garten – Die fernen Stunden – Die verlorenen Spuren – Das Seehaus – Die Tochter des Uhrmachers – Heimwärts

KATE
MORTON

DAS
GEHEIME
SPIEL

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Charlotte Breuer*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für Davin,
der mir in der Achterbahn die Hand hält

Inhalt

Teil 1

Drehbuch, Teil 1	11
Der Brief	16
Geister regen sich	18
Der Salon	24
<i>The Braintree Daily Herald</i>	37
Das Kinderzimmer	39
Das SPIEL	69
Das Theaterstück	92
Aus dem <i>Mystery Maker Trade Magazine</i>	116
Saffron High Street	117
Im Westen	138
<i>The Times</i>	174
Bis wir uns wiedersehen	176

Teil 2

Die <i>English Heritage</i> -Broschüre	211
Der zwölfte Juli	213
Der Sturz des Ikarus	236
Drehbuch, Teil 2	269
Vollständiger Bericht über den tragischen Tod von Captain David Hartford	276

Die Fotografie	278
Die Bankiers	296
Die Dinnerparty	323
Ein geeigneter Ehemann	354
Der Ball	384

Teil 3

<i>The Times</i>	405
Schmetterlinge fangen	406
Der Sturz ins Kaninchenloch	438
In den Tiefen	460
Die Auferstehung	488
Die Entscheidung	512

Teil 4

Hannahs Geschichte	531
Der Anfang vom Ende	604
Zurück auf Riverton	619
Losgelöst	648
Das Ende	657
Das Band	659
Der Brief	681

Anmerkungen der Autorin	683
-----------------------------------	-----

Teil 1

Drehbuch

Endgültige Fassung, November 1998, Seiten 1–4

Nebelschwaden

Buch und Regie Ursula Ryan © 1998

Musik: Titelmelodie. Wehmütige Musik, wie sie um die Zeit des Ersten Weltkriegs populär war. Eine romantische Melodie, in der gleichzeitig etwas Unheilvolles mitschwingt.

1. Außenaufnahme: Eine Landstraße – Abenddämmerung

Eine Landstraße, die an endlosen grünen Feldern vorbeiführt. Es ist 20:00 Uhr. Die Sommersonne zögert noch am fernen Horizont, als sträubte sie sich dagegen unterzugehen. Wie ein glänzender schwarzer Käfer gleitet ein Automobil der Zwanzigerjahre über die schmale Landstraße, fährt an alten Brombeerhecken vorbei, die im Abendlicht blau schimmern und deren Ranken über die Straße hängen.

Die Lichtkegel der Scheinwerfer wackeln, während das Auto über die holprige Straße fährt. Wir holen langsam auf, bis wir neben dem Wagen herfahren. Die Sonne ist inzwischen untergegangen, es ist Nacht. Der Vollmond wirft weißes Licht auf die dunkle, glänzende Kühlerhaube.

Im dunklen Innern des Wagens erkennen wir die Profile der Insassen: ein MANN und eine FRAU in Abendgarderobe. Der Mann sitzt am Steuer. Die Pailletten auf dem Kleid der Frau schimmern, wenn das Mondlicht darauf fällt. Beide rauchen, die orangefarben

glühenden Spitzen ihrer Zigaretten bewegen sich im Takt mit den Autoscheinwerfern. Die FRAU lacht über etwas, das der MANN gesagt hat, wirft den Kopf zurück, sodass ihr blasser, schlanker Hals unter der Federboa zum Vorschein kommt.

Sie halten vor einem großen, schmiedeeisernen Tor, hinter dem eine von hohen Bäumen überschattete Allee zu sehen ist. Der Wagen biegt in die Einfahrt ein und fährt durch den dunklen Korridor aus Baumkronen. Wir schauen durch die Windschutzscheibe, bis das dichte Laub sich teilt und den Blick auf unser Ziel freigibt.

Vor uns auf einem Hügel erhebt sich ein herrschaftliches englisches Herrenhaus: drei Stockwerke mit jeweils zwölf spiegelnden Fenstern; Gauben und Kamine ragen aus dem Schieferdach. Im Vordergrund, mitten auf einem perfekt gepflegten Rasen, prangt ein großer marmorner, von Laternen beleuchteter Springbrunnen: riesige Ameisen, mächtige Adler und gewaltige feuerspeiende Drachen, dazwischen Wasserfontänen, die fast dreißig Meter hoch in die Luft schießen.

Wir behalten unsere Position bei und verfolgen, wie der Wagen ohne uns um den runden Brunnen herumfährt. Als er vor dem Hauseingang hält, öffnet ein junger DIENER die Wagentür und hilft der FRAU beim Aussteigen.

Untertitel: Riverton Manor, England. Sommer 1924.

2. Innenaufnahme: Dienstbotentrakt – Abend

Der warme, schwach beleuchtete Dienstbotentrakt von Riverton Manor. Eine Atmosphäre emsiger Betriebsamkeit. Wir befinden uns auf Knöchelhöhe und sehen die Beine der Dienerschaft in alle Richtungen über den grauen Steinboden eilen. Im Hintergrund knallen Champagnerkorken, werden Befehle erteilt, Küchenmäd-

chen gescholten. Eine Glocke läutet. Immer noch auf derselben Sichthöhe folgen wir dem DIENSTMÄDCHEN in Richtung Treppe.

3. Innenaufnahme: Treppenhaus – Abend

Wir folgen dem DIENSTMÄDCHEN die schwach beleuchtete Treppe hinauf; ein leises Klappern verrät uns, dass ihr Tablett mit Champagnergläsern beladen ist. Mit jedem Schritt hebt sich unser Blick – von ihren schmalen Knöcheln zu ihrem schwarzen Rocksäum, weiter zu den weißen Spitzen der Schürzenschleife und hin zu den blonden Locken in ihrem Nacken – bis wir die Umgebung schließlich mit ihren Augen sehen.

Die Geräusche aus dem Dienstbotentrakt werden leiser, während die Musik und das Lachen der Gäste lauter werden. Am Ende der Treppe öffnet sich vor uns die Tür.

4. Innenaufnahme: Eingangshalle – Abend

Gleißendes Licht, als wir die imposante, mit Marmor geflieste Eingangshalle betreten. An der Decke ein glitzernder Kronleuchter. Der BUTLER öffnet die Haustür, um das elegant gekleidete Paar aus dem Auto zu begrüßen. Ohne innezuhalten durchqueren wir die Eingangshalle und gehen zu der breiten, doppelflügeligen Glastür, die auf die Terrasse führt.

5. Innenaufnahme: Terrasse – Abend

Die Glastüren öffnen sich. Musik und Lachen schwellen an: Wir befinden uns mitten in einer glamourösen Party. Eine Atmosphäre von Nachkriegsextravaganz: Pailletten, Federn, Seide, so weit das Auge reicht. Bunte chinesische Lampions schaukeln an einer über den Rasen gespannten Schnur im leichten Sommerabendwind. Eine Jazzband spielt, und Frauen tanzen Charleston. Wir

bewegen uns durch die Menge lachender Gesichter. Sie wenden sich uns zu, Hände nehmen ein Glas Champagner vom Tablett: eine Frau mit leuchtend roten Lippen; ein dicker Mann, dessen gerötetes Gesicht von Erregung und ausgiebigem Alkoholgenuss zeugt; eine magere alte Dame, über und über mit Schmuck behängt, eine lange Zigarettenspitze mit aufsteigenden Rauchkringeln in der knochigen Hand.

Plötzlich ertönt ein lauter KNALL, und alle Blicke richten sich nach oben, wo ein riesiges Feuerwerk den Nachthimmel erleuchtet. Freudenschreie und Applaus. Bunte Feuerräder spiegeln sich in den staunenden Gesichtern, die Kapelle spielt noch lauter, und die Frauen tanzen immer schneller.

Schnitt

6. Außenaufnahme: See – Abend

Einen halben Kilometer weit entfernt steht ein JUNGER MANN am dunklen Ufer des Riverton-Sees. Im Hintergrund sind Partygeräusche zu hören. Der JUNGE MANN schaut in den Himmel. Wir nähern uns und sehen, wie das rote Licht des Feuerwerks auf seinem schönen Gesicht spielt. Obwohl elegant gekleidet, strahlt er etwas Wildes, Ungezähmtes aus. Sein braunes Haar ist zerzaust, fällt ihm in die Stirn und verdeckt beinahe seine dunklen Augen, mit denen er in panischer Angst in den Nachthimmel starrt. Er senkt den Blick und schaut an uns vorbei zu jemandem hinüber, der im Schatten nicht zu erkennen ist. Seine Augen sind feucht, er wirkt plötzlich entschlossen. Seine Lippen öffnen sich, als wollte er etwas sagen, aber er seufzt nur.

Wir hören ein KLICKEN. Unser Blick geht nach unten. Der JUNGE MANN hält eine Pistole in der zitternden Hand. Er bewegt die Pistole aus unserem Gesichtsfeld hinaus. Wir hören einen Schuss.

Seine andere Hand, die an seiner Seite herabhängt, zuckt plötzlich und erstarrt dann. Der JUNGE MANN stürzt auf den schlammigen Boden am Seeufer. Eine Frau schreit, während die Partymusik weiterspielt.

Ausblenden

Abspann: »Nebelschwaden«

Der Brief

Ursula Ryan
Focus Film Productions
1264 N. Sierra Bonita Ave 32
West Hollywood, CA
90046 USA

Mrs Grace Bradley
Heathview Pflegeheim
64 Willow Road
Saffron Green
Essex, CB10 IHQ UK

27. Januar 1999

*Sehr geehrte Mrs Bradley,
bitte verzeihen Sie, dass ich mich erneut an Sie wende,
aber ich habe leider keine Antwort erhalten auf meinen
letzten Brief, in dem ich Ihnen mein Filmprojekt
»Nebelschwaden« vorgestellt habe.*

*Bei dem Film handelt es sich um eine Liebesgeschichte,
die Geschichte des Dichters R. S. Hunter, um sein
Verhältnis mit den Hartford-Schwestern und seinen
Selbstmord im Jahr 1924. Zwar haben wir die Genehmigung
erhalten, die Außenaufnahmen vor Ort in
Riverton Manor zu drehen, werden die Innenszenen
jedoch im Studio aufnehmen.*

*Viele Sets konnten wir anhand von alten Fotos und
Beschreibungen rekonstruieren, aber ich würde sie gern
von jemandem beurteilen lassen, der sie aus erster
Hand kennt. Der Film liegt mir sehr am Herzen, und*

ich möchte um jeden Preis historische Ungenauigkeiten vermeiden, seien sie auch noch so gering. Ich wäre Ihnen also sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie sich bereit erklärten, sich den Set einmal anzusehen.

Ich habe Ihren Namen (Ihren Mädchennamen) auf einer Liste in einem von mehreren Notizbüchern gefunden, die dem Museum of Essex geschenkt wurden. Auf die Verbindung zwischen Ihnen und Grace Reeves bin ich nur gekommen, weil ich im Spectator ein Interview mit Ihrem Enkel Marcus McCourt gelesen habe, in dem er kurz die weit zurückreichende Verbundenheit seiner Familie mit dem Dorf Saffron Green erwähnt.

Beiliegend finden Sie einen kurzen Artikel aus der Sunday Times über meine bisherigen Filme, damit Sie sich ein Bild von meiner Arbeit machen können, sowie einen Artikel aus der LA Film Weekly über »Nebelschwaden«. Sie werden feststellen, dass es uns gelungen ist, eine Reihe hervorragender Schauspieler für die Rollen von Hunter, Emmeline Hartford und Hannah Luxton unter Vertrag zu nehmen, unter anderen Gwyneth Paltrow, die kürzlich für ihre Rolle in »Shakespeare in Love« einen Golden Globe erhalten hat.

Bitte verzeihen Sie mir meine Aufdringlichkeit, aber wir werden bereits Ende Februar in den Shepperton Studios nördlich von London mit den Dreharbeiten beginnen, und ich brenne darauf, Sie persönlich kennenzulernen. Ich hoffe sehr, Ihr Interesse für dieses Projekt geweckt zu haben, und würde mich freuen, wenn Sie uns Ihre Unterstützung zusagen könnten.

Sie erreichen mich unter folgender Adresse: Mrs Jan Ryan, 5/45 Lancaster Court, Fulham, London SW6.

*Mit freundlichen Grüßen
Ursula Ryan*

Geister regen sich

Letztes Jahr im November hatte ich einen Albtraum. Es war das Jahr 1924, und ich war wieder in River-ton. Alle Türen standen weit offen, seidene Vorhänge bauschten sich im Sommerwind. Ein Orchester spielte auf dem Hügel unter dem alten Ahornbaum. Schwungvolle Geigenmelodien, helles Lachen und das Klirren von Kristall erfüllten die warme Luft, und der Himmel erstrahlte in einem Blau, von dem wir alle geglaubt hatten, der Krieg hätte es für immer geraubt. Einer der Diener, adrett in Schwarz und Weiß gekleidet, goss Champagner in das oberste Glas eines Turms aus Sektflöten, und alle klatschten Beifall und amüsierten sich über diese köstliche Verschwendung.

Wie es oft in Träumen der Fall ist, konnte ich mich selbst zwischen den Gästen sehen. Ich bewegte mich sehr langsam, viel langsamer, als es in Wirklichkeit möglich ist, und nahm die anderen nur noch verschwommen als Meer aus Seide und Pailletten wahr.

Ich suchte jemanden.

Dann änderte sich das Bild, und ich befand mich in der Nähe des Sommerhauses, nur dass es nicht das Sommerhaus von River-ton war – das konnte es unmöglich sein. Es war nicht das nagelneue Haus, das Teddy selbst entworfen hatte, sondern ein alter Schuppen, umrankt

von Efeu, das durch die Fenster hineinkroch und sich wie würgend um die stützenden Balken schlängelte.

Eine Frauenstimme, die ich erkannte, rief vom Seeufer hinter dem Haus meinen Namen. Als ich den Weg hinunterging, streiften meine Hände das Schilf. Am Ufer hockte eine Gestalt.

Es war Hannah in ihrem Hochzeitskleid, die am Oberteil applizierten Rosen waren mit Schlamm bespritzt. Sie blickte mit bleichem Gesicht zu mir auf. Als ich ihre Stimme hörte, lief mir ein eiskalter Schauer über den Rücken. »Du kommst zu spät.« Sie zeigte auf meine Hände. »Du kommst zu spät.«

Ich betrachtete meine Hände, junge, mit dunklem Flussschlamm bedeckte Hände; sie hielten den kalten, steifen Körper eines toten Jagdhundes.

Natürlich weiß ich, was den Traum verursacht hat. Es war der Brief von dieser Filmemacherin. Ich bekomme schon lange kaum noch Post: hin und wieder mal eine Urlaubskarte von pflichtbewussten Freunden, einen nichtssagenden Brief von der Bank, bei der ich ein Sparkonto unterhalte, eine Einladung zur Taufe eines Kindes, dessen Eltern, wie mir dann plötzlich bewusst wird, inzwischen selbst keine Kinder mehr sind.

Ursulas Brief war an einem Dienstagmorgen Ende November eingetroffen, und Sylvia hatte ihn mir ans Bett gebracht. Mit hochgezogenen Brauen hatte sie mit dem Brief in der Luft gewedel.

»Post für Sie. Irgendwas aus den Staaten, nach den Briefmarken zu urteilen. Vielleicht von Ihrem Enkel?« Ihre linke Braue krümmte sich zu einer Art Fragezeichen, und sie senkte die Stimme zu einem heiseren Flüstern. »Schreckliche Sache. Einfach schrecklich. Dabei ist er doch so ein netter junger Mann.«

Während Sylvia seufzend den Kopf schüttelte, bedankte ich mich für den Brief. Ich mag Sylvia. Sie gehört zu den Wenigen, die hinter meinem faltigen Gesicht die Zwanzigjährige erkennen können, die noch immer in mir lebendig ist. Aber in ein Gespräch über Marcus lasse ich mich deswegen noch lange nicht von ihr verwickeln.

Als ich sie bat, die Vorhänge aufzuziehen, schürzte sie einen Moment lang die Lippen, dann ging sie zu einem ihrer anderen Lieblingsthemen über: das Wetter. Sie überlegte, wie groß die Wahrscheinlichkeit war, dass wir zu Weihnachten Schnee bekämen, und was für eine Katastrophe das für die alten, gebrechlichen Leute wäre. Ich antwortete auf ihre Fragen, war jedoch eigentlich mit dem Umschlag auf meinem Schoß beschäftigt, wunderte mich über die krakelige Schrift, die ausländischen Briefmarken, die zerknitterten Ecken, die darauf schließen ließen, dass der Brief einen langen Weg hinter sich hatte.

»Kommen Sie, ich lese Ihnen den Brief vor«, sagte Sylvia, während sie meine Kissen noch einmal aufschüttelte. »Dann können Sie Ihre Augen ein bisschen ausruhen.«

»Nein danke. Aber würden Sie mir bitte meine Brille reichen?«

Nachdem sie sich mit dem Versprechen verabschiedet hatte, noch einmal zurückzukommen und mir beim Anziehen zu helfen, sobald sie ihre Runde gemacht hatte, nahm ich mit meinen ständig zitternden Händen den Brief aus dem Umschlag, in der vagen Hoffnung, dass Marcus endlich wieder nach Hause kommen würde.

Doch der Brief war nicht von ihm. Er kam von einer jungen Frau, die einen Film über die Vergangenheit drehte. Sie wollte, dass ich mir ihre Kulissen ansah, dass ich mich an Dinge und Ereignisse erinnerte, die lange zu-

rückliegen. Als hätte ich mich nicht mein Leben lang bemüht, all das zu vergessen.

Ich schenkte dem Brief keine weitere Beachtung. Ich faltete ihn sorgfältig wieder zusammen und steckte ihn in ein Buch, das zu Ende zu lesen ich längst aufgegeben hatte. Und dann atmete ich tief durch. Es war nicht das erste Mal, dass ich an das erinnert wurde, was Robbie und den Hartford-Schwestern auf Riverton widerfahren war. Einmal hatte ich das Ende eines Dokumentarfilms im Fernsehen gesehen, eine Sendung über Soldatendichter, die Ruth sich gerade anschaute. Als Robbies Gesicht auf dem Bildschirm erschien, darunter sein Name in geraden Buchstaben, lief ein Prickeln über meine Haut. Aber nichts passierte. Ruth zuckte nicht zusammen, der Sprecher fuhr fort, und ich trocknete weiter die Teller ab.

Ein anderes Mal entdeckte ich beim Studieren der Fernsehzeitschrift einen vertrauten Namen in einer Filmbeschreibung. Es ging um eine Sendung mit dem Titel »Siebzig Jahre britischer Film«. Mit klopfendem Herzen notierte ich mir die Uhrzeit, überlegte, ob ich es wirklich wagen würde, mir das anzusehen. Am Ende schief ich während der Sendung ein. Emmeline wurde nur flüchtig erwähnt. Ein paar Fotos, von denen keins ihre wahre Schönheit zeigte, und ein Ausschnitt aus einem ihrer Stummfilme, *The Venus Affair*, in dem sie einen recht merkwürdigen Eindruck machte, hohlwangig und mit ruckartigen Bewegungen wie eine Marionette. Es gab keine Hinweise auf ihre anderen Filme, die beinahe einen Skandal ausgelöst hätten. Wahrscheinlich ist so etwas heute, in Zeiten der sexuellen Freizügigkeit, nicht mehr der Rede wert.

Ich war also durchaus schon mit solchen Erinnerungen konfrontiert worden, aber Ursulas Brief war etwas anderes. Zum ersten Mal seit über siebzig Jahren brach-

te jemand *mich* in Verbindung mit den Ereignissen, zum ersten Mal erinnerte sich jemand daran, dass eine junge Frau namens Grace Reeves in jenem Sommer auf River-ton gewesen war. Ich fühlte mich irgendwie verwundbar, ertappt und – schuldig.

Nein. Ich würde diesen Brief auf keinen Fall beantworten.

Und dabei blieb ich.

Aber dann passierte etwas sehr Merkwürdiges. Erinnerungen, die lange in den dunkelsten Ecken meines Unterbewusstseins geschlummert hatten, begannen durch Ritzen zu sickern. Bilder tauchten vor meinem geistigen Auge auf, so klar und frisch, als wäre nicht inzwischen eine halbe Ewigkeit vergangen. Und dann, nach den ersten vereinzelt Rinnsalen, kam die Sintflut: ganze Gespräche, wortwörtlich, mit allen Einzelheiten, Szenen, die wie Kurzfilme vor mir abliefen.

Ich wundere mich über mich selbst. Während mein Gedächtnis mich schon seit einigen Jahren oft schmählich im Stich lässt, stehen meine Erinnerungen an diese längst vergangenen Ereignisse klar und deutlich vor mir. Sie kommen immer häufiger, die Geister der Vergangenheit, und zu meiner eigenen Überraschung beunruhigen sie mich gar nicht sonderlich. Längst nicht so sehr, wie ich befürchtet hatte. Im Gegenteil, die Gespenster, vor denen ich ein Leben lang davongelaufen bin, haben inzwischen beinahe etwas Tröstliches, ich freue mich auf sie wie auf eine von diesen Fernsehserien, von denen Sylvia dauernd schwärmt, wenn sie sich beeilt, um mit ihrer Runde pünktlich zum Sendebeginn fertig zu sein. Ich hatte wohl ganz vergessen, dass unter all den düsteren Erinnerungen auch einige heitere wiederzuentdecken sind.

Als vergangene Woche der zweite Brief kam, in derselben krakeligen Handschrift und auf dem gleichen wei-

chen Papier, wusste ich, dass ich ja sagen würde. Ich würde mir die Kulissen ansehen. Ich war tatsächlich neugierig, ein Gefühl, das ich schon lange nicht mehr empfunden hatte. Wenn man achtundneunzig Jahre alt ist, gibt es nicht mehr viel, worauf man neugierig sein kann, aber diese Ursula Ryan wollte ich kennenlernen, die Frau, die sie alle zum Leben erwecken will, eine Frau, die sich so leidenschaftlich für ihre Geschichte einsetzt.

Also schrieb ich ihr einen Brief, bat Sylvia, ihn für mich zur Post zu bringen, und wir verabredeten ein Treffen.

Der Salon

Meine Haare, die früher einmal hellblond waren, sind jetzt schneeweiß und sehr, sehr lang. Und sie scheinen von Tag zu Tag feiner zu werden. Sie sind mein ganzer Stolz – und es gibt weiß Gott nicht mehr viel, worauf ich stolz sein kann. Seit 1989 habe ich keinen Friseur mehr an meinen Kopf gelassen. Zu meinem großen Glück macht es Sylvia Spaß, mir die Haare Tag für Tag zu bürsten – ganz sanft macht sie das – und zu flechten. Ich bin ihr umso dankbarer, weil das eigentlich gar nicht zu ihren Pflichten gehört. Das muss ich ihr unbedingt einmal sagen.

Heute Morgen habe ich es vor lauter Aufregung ganz vergessen. Als Sylvia mir meinen Saft brachte, konnte ich ihn kaum trinken. Die nervöse Energie, die mich die ganze Woche über begleitet hatte, war über Nacht zu einem Knoten in meinem Magen geworden. Sylvia half mir in mein neues pfirsichfarbenes Kleid – das Kleid, das Ruth mir zu Weihnachten geschenkt hat – und in die Straßenschuhe, die gewöhnlich unbenutzt in meinem Schrank stehen. Das Leder war ziemlich steif, und es war gar nicht so einfach, meine Füße hineinzuzwängen, aber die Eitelkeit hat ihren Preis. Ich bin zu alt, um meine Angewohnheiten noch zu ändern, und ich finde es fürchterlich, dass die jüngeren Bewohner dieses Hauses in Hausschuhen ausgehen.

Ein Hauch von Puder ließ meine Wangen etwas rosiger erscheinen, aber ich habe darauf geachtet, dass Sylvia es nicht übertrieb. Schließlich möchte ich nicht aussehen wie die Schaufensterpuppe eines Leichenbestatters. Ich bin so blass und so klein, dass schon ein kleines bisschen mehr zu viel sein kann.

Mit einiger Mühe legte ich mir das goldene Medaillon um den Hals, ein elegantes Schmuckstück aus dem neunzehnten Jahrhundert, das eigentlich nicht so recht zu meiner praktischen Kleidung passt. Ich rückte es zurecht, wunderte mich über meine Kühnheit, fragte mich, was Ruth dazu sagen würde.

Dann fiel mein Blick auf den kleinen silbernen Rahmen auf meinem Schminktisch. Ein Foto von meinem Hochzeitstag. Meinetwegen bräuchte es nicht da zu stehen – es ist schon so lange her, und die Ehe war sehr kurz; armer John –, aber ich räume es Ruth zuliebe nicht weg. Ich glaube, sie stellt sich gern vor, dass ich mich nach ihm sehne.

Sylvia führte mich in den Salon – es wurmt mich immer noch, den Raum so zu nennen –, wo gerade das Frühstück aufgetragen wurde und wo ich auf Ruth warten sollte, die sich (obwohl sie eigentlich dagegen war, wie sie behauptet) bereit erklärt hatte, mich zu den Sheperton Studios zu fahren. Ich ließ mich von Sylvia an einen einzelnen Tisch in der Ecke geleiten und bat sie, mir ein Glas Saft zu bringen. Dann las ich Ursulas Brief noch einmal.

Ruth kam um Punkt halb neun. Sie mag ihre Bedenken gehabt haben, was diesen Ausflug anging, aber sie ist schon immer ein Muster an Pünktlichkeit gewesen. Ich habe einmal gehört, dass Kinder, die in schweren Zeiten geboren werden, immer etwas Leidendes ausstrahlen, und Ruth, ein Kind des Zweiten Weltkriegs, ist der le-

bende Beweis für dieses Gesetz. Ganz anders als Sylvia, die nur fünfzehn Jahre jünger ist und in engen Röcken zur Arbeit erscheint, zu laut lacht und jedes Mal, wenn sie einen neuen Freund hat, die Haarfarbe wechselt.

Ruth kam auf meinen Tisch zu, makellos gekleidet und zurechtgemacht, aber steifer als ein Stock.

»Guten Morgen, Mum«, sagte sie und hauchte mir mit kalten Lippen einen Kuss auf die Wange. »Schon fertig gefrühstückt?« Sie warf einen prüfenden Blick auf das halb leere Glas vor mir. »Ich hoffe, das war nicht alles, was du zu dir genommen hast. Wir werden sicherlich in den Berufsverkehr geraten und keine Zeit haben, irgendwo anzuhalten.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Musst du noch mal aufs Klo?«

Ich schüttelte den Kopf und fragte mich, wann wir die Rollen getauscht hatten und ich zur Tochter geworden war.

»Du trägst ja Vaters Medaillon; das hab ich schon ewig nicht mehr an dir gesehen.« Mit einem beifälligen Nicken rückte sie es zurecht. »Er hatte einen guten Geschmack, nicht wahr?«

Ich stimmte ihr zu, gerührt von der Vorbehaltlosigkeit, mit der Kinder einem kleine Lügen abkaufen. Eine Welle der Zuneigung für meine kratzbürstige Tochter überkam mich, und ich beeilte mich, die vertrauten elterlichen Schuldgefühle zu unterdrücken, die jedes Mal in mir hochkommen, wenn ich in ihr besorgtes Gesicht sehe.

Sie nahm meinen Arm, hakte sich bei mir unter und drückte mir meinen Spazierstock in die andere Hand. Die meisten anderen hier im Heim bevorzugten Gehhilfen auf Rollen oder sogar elektrische Rollstühle, aber ich komme immer noch ganz gut mit meinem Spazierstock zurecht und liebe meine alten Gewohnheiten zu sehr, um ihn gegen irgendetwas anderes einzutauschen.

Sie ist ein gutes Mädchen, meine Ruth – solide und zuverlässig. An diesem Tag war sie sehr förmlich gekleidet, wie für einen Besuch bei ihrem Anwalt oder ihrem Arzt. Aber damit hatte ich gerechnet. Sie wollte einen guten Eindruck machen, dieser Filmemacherin zeigen, dass Ruth Bradley McCourt, egal, was ihre Mutter in der Vergangenheit getan haben mochte, eine seriöse, respektable Angehörige der Mittelschicht ist.

Nachdem wir eine Weile gefahren waren, schaltete Ruth das Radio ein. Sie hat die Finger einer alten Frau, die Knöchel geschwollen, weil sie am Morgen mit Gewalt ihre Ringe darübergerzwängt hatte. Es ist verblüffend, die eigene Tochter altern zu sehen. Ich betrachtete meine auf dem Schoß verschränkten Hände. Hände, die früher einmal so agil waren, die einfache und komplexe Arbeiten verrichtet haben, Hände, die jetzt grau, schlaff und träge dalagen. Endlich hatte Ruth sich für einen Sender entschieden, der klassische Musik spielte. Der Sprecher plauderte eine Weile über belanglose Dinge, dann legte er Chopin auf. Purer Zufall, dass ich ausgerechnet heute Chopins Walzer in Cis-Moll zu hören bekam.

Ruth hielt vor ein paar riesigen weißen Gebäuden, die so breit waren wie Flugzeughallen. Nachdem sie den Motor ausgeschaltet hatte, blieb sie noch einen Moment lang sitzen, den Blick nach vorn gerichtet. »Ich weiß nicht, warum du dir das antust«, sagte sie leise mit gespannten Lippen. »Du hast so viel aus deinem Leben gemacht, bist gereist, hast studiert, eine Tochter großgezogen ... Warum willst du daran erinnert werden, was du einmal gewesen bist?«

Sie erwartete keine Antwort, und ich gab ihr auch keine. Plötzlich seufzte sie, sprang aus dem Wagen und nahm meinen Spazierstock aus dem Kofferraum. Wortlos half sie mir beim Aussteigen.

Eine junge Frau erwartete uns. Ein schwächtiges Mädchen mit sehr langen blonden Haaren, die ihr glatt über den Rücken fielen und über den Augen zu einem dichten Pony geschnitten waren. Der Typ Mädchen, den man als unscheinbar hätte bezeichnen können, wäre sie nicht mit so unglaublichen Augen gesegnet gewesen. Sie hätten in ein Ölgemälde gehört, rund, ausdrucksstark und so schimmernd dunkel wie nasse Farbe.

Sie kam lächelnd auf uns zu und nahm meine Hand von Ruths Arm. »Mrs Bradley, wie schön, dass Sie es einrichten konnten. Ich bin Ursula.«

»Grace«, sagte ich, bevor Ruth dazu kam, sie auf meinen Dokortitel hinzuweisen. »Nennen Sie mich Grace.«

»Grace.« Ursula strahlte. »Sie glauben gar nicht, wie ich mich über Ihren Brief gefreut habe.« Sie sprach mit englischem Akzent, eine Überraschung, wo doch auf dem Brief ein amerikanischer Absender gestanden hatte. Sie wandte sich an Ruth. »Vielen Dank, dass Sie sich als Chauffeurin zur Verfügung gestellt haben.«

Ich spürte, wie Ruth neben mir ganz steif wurde. »Ich konnte meine Mutter ja wohl schlecht in einen Bus setzen, oder?«

Ursula lachte. Zum Glück sind junge Leute so schnell bereit, Unhöflichkeit als Ironie aufzufassen. »Kommen Sie rein, es ist ja eiskalt draußen. Tut mir leid, dass das alles so schnell gehen muss. Wir fangen nächste Woche an zu drehen, und im Moment wissen wir kaum noch, wo uns der Kopf steht vor lauter Stress. Ich hätte Sie gern unserer Bühnenbildnerin vorgestellt, leider musste sie nach London fahren, um Stoff zu kaufen. Aber falls Sie noch hier sind, wenn sie zurückkommt ... Vorsicht an der Tür, da ist eine kleine Stufe.«

Ursula und Ruth bugsierten mich in ein Foyer und durch einen dunklen Gang mit einer Reihe von Türen

rechts und links. Einige davon standen offen, und ich erkannte schattenhafte Gestalten vor leuchtenden Computerbildschirmen. Es war alles ganz anders als das Filmstudio, in das ich Hannah damals begleitet hatte, um Emmeline abzuholen.

»Da sind wir«, verkündete Ursula, als wir vor der letzten Tür angekommen waren. »Kommen Sie rein, ich besorge uns einen Tee.« Sie öffnete die Tür, und ich wurde über die Schwelle direkt in meine Vergangenheit geschoben.

Es war der Salon von Riverton Manor. Selbst die Tapete war die gleiche, eine burgunderrote Jugendstiltapete der Firma Silver Studios, Design »Flammende Tulpen«, so frisch wie an dem Tag, als die Tapezierer sie aus London mitgebracht hatten. In der Mitte, vor dem Kamin, stand ein Ledersofa, drapiert mit indischer Seide, genau wie die, die Lord Ashbury, Hannahs und Emmelines Großvater, als junger Marineoffizier aus Indien mitgebracht hatte. Die Schiffsuhr stand, wo sie immer gestanden hatte, auf dem Kaminsims neben dem Waterford-Kandelaber. Jemand hatte sich große Mühe gegeben, den Raum exakt nachzubilden, und doch verriet er sich in allen Details als Hochstapler. Selbst heute noch, nach achtzig Jahren, erinnere ich mich an das Ticken der Uhr im Salon. An die stille, beharrliche Art, mit der sie die Zeit maß: geduldig, unbeirrbar, kalt – als hätte sie damals schon gewusst, dass die Zeit denen, die in diesem Haus lebten, nicht wohlgesonnen war.

Ruth begleitete mich bis zu dem Ledersofa und platzierte mich dort in einer Ecke. Hinter mir nahm ich geschäftiges Treiben wahr, riesige Scheinwerfer auf insektenartigen Beinen wurden hin und her geschoben, irgendwo lachte jemand.

Ich musste an das letzte Mal denken, als ich in dem Salon gewesen war – dem echten, nicht diesem nachgestellten –, an den Tag, an dem ich begriffen hatte, dass ich Riverton verlassen und nie wieder zurückkehren würde.

Ich hatte es Teddy gesagt. Er war nicht gerade erfreut, aber er besaß längst nicht mehr seine frühere Autorität, die Ereignisse hatten sie ihm genommen. Er wirkte blass und leicht verwirrt wie ein Kapitän, der wusste, dass sein Schiff sank und dass er es nicht verhindern konnte. Er bat mich, nicht zu gehen, flehte mich an, wenn schon nicht seinetwegen, wenigstens Hannah zuliebe zu bleiben. Und ich hätte beinahe nachgegeben. Beinahe.

Ruth stieß mich an. »Mum? Ursula spricht mit dir.«

»Verzeihen Sie, ich habe Sie nicht gehört.«

»Meine Mutter ist ein bisschen schwerhörig«, erklärte Ruth. »Das ist in ihrem Alter nicht anders zu erwarten. Ich habe schon mehrmals versucht, sie zum Ohrenarzt zu bringen, aber sie ist ein bisschen starrsinnig.«

Dass ich starrsinnig bin, gebe ich zu. Aber ich bin nicht schwerhörig, und ich mag es nicht, dafür gehalten zu werden – ich sehe schlecht ohne Brille, ich werde schnell müde, trage ein Gebiss und überlebe nur mithilfe meines täglichen Pillencocktails, doch ich höre so gut wie eh und je. Im Alter habe ich allerdings gelernt, nur noch das zu hören, was ich wirklich hören will.

»Ich sagte gerade, Mrs Bradley, Grace, dass es ein seltsames Gefühl sein muss, an diesen Ort zurückzukehren. Na ja, mehr oder weniger zurückzukehren. Das weckt doch sicherlich eine Menge Erinnerungen?«

»Ja.« Ich räusperte mich. »Ja, das tut es.«

»Wie schön«, sagte Ursula lächelnd. »Dann darf ich wohl annehmen, dass wir alles richtig hinbekommen haben.«

»O ja.«

»Steht irgendetwas an der falschen Stelle? Haben wir etwas vergessen?«

Ich sah mich noch einmal auf dem Set um. Akribisch genau nachgebaut, mangelte es dem Raum dennoch auf seltsame Weise an Atmosphäre. Er wirkte wie ein Museum: interessant, aber ohne Leben.

Das war natürlich verständlich. Die Zwanzigerjahre, so lebendig in meiner Erinnerung, sind für die Bühnenbildner des Films die »alten Zeiten«. Eine historische Kulisse, deren Gestaltung eine ebenso intensive Recherche und einen ebenso genauen Blick fürs Detail erfordert wie die Nachbildung einer mittelalterlichen Burg.

Ich spürte, wie Ursula mich ansah und begierig auf eine Antwort wartete.

»Es ist perfekt«, erklärte ich. »Alles ist genau getroffen.«

Dann sagte sie etwas, das mich zusammenzucken ließ. »Bis auf die Familie.«

»Ja«, antwortete ich. »Bis auf die Familie.« Ich blinzelte, und einen Augenblick lang sah ich sie alle vor mir: Emmeline mit ihren langen Wimpern und schlanken Beinen wie hingegossen auf dem Sofa, Hannah stirnrundelnd ein Buch im Regal betrachtend, Teddy, der auf dem türkischen Teppich auf und ab geht ...

»Emmeline muss eine Frohnatur gewesen sein«, sagte Ursula.

»Ja.«

»Über sie etwas in Erfahrung zu bringen war ganz einfach – ihr Name taucht so ziemlich in jeder Klatschspalte auf, die je gedruckt wurde. Ganz zu schweigen von den Briefen und Tagebüchern zahlloser begehrtter Jungesellen der damaligen Zeit!«

Ich nickte. »Sie war sehr beliebt.«

Sie schaute mich durch ihre Ponyfransen an. »Mir ein Bild von Hannah zu machen war nicht so einfach.«

Ich räusperte mich. »Ach?«

»Sie war eher mysteriös. Nicht dass wir in den Zeitungen vergeblich nach ihrem Namen gesucht hätten – im Gegenteil. Und sie hatte auch ihre Bewunderer. Aber es sieht so aus, als hätte kaum jemand sie wirklich gekannt. Die Leute bewunderten sie, ja, sie verehrten sie sogar, aber sie *kannten* sie nicht wirklich.«

Ich dachte an Hannah. An die schöne, kluge Hannah, die so voller Sehnsucht war. »Sie war eine komplexe Persönlichkeit.«

»Ja«, sagte Ursula, »den Eindruck hatte ich auch.«

Ruth, die die ganze Zeit zugehört hatte, bemerkte: »Eine der beiden hat doch einen Amerikaner geheiratet, nicht wahr?«

Ich sah sie überrascht an. Sie hatte stets betont, *nichts* über die Hartfords zu wissen.

Unsere Blicke trafen sich. »Ich hab ein bisschen nachgelesen.«

Wie typisch für Ruth, sich auf dieses Treffen vorzubereiten, egal, wie geschmacklos ihr das Thema erscheinen mochte.

Ruth wandte sich wieder Ursula zu und sagte zögernd, darauf bedacht, nur ja keinen Fehler zu machen: »Ich glaube, eine hat nach dem Krieg geheiratet. Welche von beiden war das noch?«

»Hannah.« So. Es war geschehen. Ich hatte ihren Namen laut ausgesprochen.

»Und was war mit der anderen Schwester?«, fuhr Ruth fort. »Emmeline. Hat sie je geheiratet?«

»Nein«, sagte ich. »Sie war verlobt.«

»Mehrmals«, sagte Ursula lächelnd. »Anscheinend konnte sie sich für keinen Mann entscheiden.«

O doch, das konnte sie. Am Ende hat sie ihre Entscheidung getroffen.

»Wahrscheinlich werden wir nie erfahren, was in jener Nacht passiert ist.« Das war Ursula.

»Nein.« Meine müden Füße begannen, gegen das harte Leder meiner Schuhe zu protestieren. Bis zum Abend würden sie geschwollen sein, und Sylvia würde stöhnen und darauf bestehen, mir ein Fußbad zu verpassen. »Wahrscheinlich nicht.«

Ruth richtete sich in ihrem Sessel auf. »Aber *Sie* müssen doch wissen, was passiert ist, Miss Ryan. Schließlich drehen Sie einen Film darüber.«

»Sicher«, sagte Ursula, »in groben Zügen weiß ich, was sich abgespielt hat. Meine Urgroßmutter war an dem Abend auf Riverton – sie war durch ihre Heirat mit den Schwestern verschwägert –, und die Geschichte ist zu einer Art Familienlegende geworden. Meine Urgroßmutter hat sie an meine Großmutter weitergegeben, meine Großmutter an meine Mutter und meine Mutter an mich. Meine Mutter hat sie mir immer wieder erzählt – ich war zutiefst beeindruckt. Ich habe schon immer gewusst, dass ich eines Tages einmal einen Film daraus machen würde.« Sie zuckte lächelnd die Achseln. »Aber Geschichte ist immer mit Lücken behaftet, nicht wahr? Ich habe ganze Aktenordner voll mit Unterlagen, die Polizeiberichte und Zeitungsartikel zählen alle Fakten auf, aber sämtliche Informationen stammen aus zweiter Hand. Und sie sind stark zensiert, fürchte ich. Leider sind die einzigen beiden Menschen, die Zeugen des Selbstmords wurden, schon seit Jahren tot.«

»Ein makabres Thema für einen Film, finde ich«, bemerkte Ruth.

»Aber nein, es ist faszinierend«, erwiderte Ursula. »Ein aufgehender Stern am englischen Dichterkimmel

nimmt sich während eines großen Empfangs an einem dunklen Seeufer das Leben. Seine einzigen Zeugen sind zwei schöne Schwestern, die von da an nie wieder ein Wort miteinander sprechen. Die eine ist die Verlobte des jungen Mannes, die andere angeblich seine Geliebte. Das ist doch unglaublich romantisch.«

Der Knoten in meinem Magen löste sich ein wenig. Hannahs Geheimnis war also noch gewahrt. Ursula kannte die Wahrheit nicht. Ich fragte mich, warum ich etwas anderes erwartet hatte und was für eine falsch verstandene Loyalität mich veranlasst hatte, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Warum interessierte mich nach all den Jahren überhaupt noch, was die Leute dachten?

Ich wusste natürlich genau, warum. Ich war damit geboren. Mr Hamilton hatte es mir gesagt an dem Tag, als ich Riverton verließ. Ich stand mit meinem Lederkoffer, der vollgestopft war mit meinen wenigen Habseligkeiten, auf der Treppe zum Dienstboteneingang, während Mrs Townsend in der Küche weinte. Er hatte gesagt, ich hätte es im Blut, genau wie meine Mutter und deren Eltern, er hatte mir erklärt, es sei dumm wegzugehen, eine gute Stellung bei einer guten Familie einfach so aufzugeben. Er hatte sich bitter über den Verlust von Stolz und Treue beklagt, Werte, die der englischen Nation immer eigen gewesen seien, und er hatte geschworen, Riverton vor diesem Verlust zu bewahren. Schließlich habe man den Krieg nicht gewonnen, um die britischen Traditionen aufzugeben.

Damals hatte er mir leid getan: so starr in seinen Prinzipien verhaftet, so überzeugt, dass ich, indem ich meine Stellung aufgab, den sicheren Weg in den finanziellen und moralischen Ruin einschlug. Erst viel später begriff ich, wie entsetzt er gewesen sein musste, wie gnadenlos ihm wohl der gesellschaftliche Umbruch erschienen war,

der die Welt um ihn herum erfasst hatte und auch ihn einzuholen drohte. Wie verzweifelt er sich an die alten Traditionen und Gewissheiten klammerte.

Aber er hatte recht behalten. Nicht ganz, nicht, was meinen Ruin betraf – weder meine Finanzen noch meine Moral haben nach meinem Weggang gelitten –, aber ein Teil von mir ist in dem Haus zurückgeblieben. Oder, besser gesagt, ein Teil des Hauses hat mich nie verlassen. Noch Jahre später brauchte ich nur das Bienenwachs von Stubbins & Co. zu riechen, das Knirschen von Reifen auf Kies oder eine bestimmte Art von Glocke läuten zu hören, und ich war wieder vierzehn, erschöpft nach einem langen Arbeitstag, trank Kakao am Kamin des Dienstbotenzimmers, während Mr Hamilton ausgewählte Passagen aus der *Times* vorlas (die, die er als geeignet für unsere besonders empfindlichen Ohren erachtete), während Nancy über irgendeinen abfälligen Kommentar von Alfred die Stirn runzelte und Mrs Townsend leise in ihrem Schaukelstuhl schnarchte, das Strickzeug auf dem breiten Schoß ...

»Ah, da kommt ja der Tee«, sagte Ursula. »Vielen Dank, Tony.«

Ein junger Mann mit einer Ansammlung unterschiedlicher Henkeltassen und einem Marmeladenglas voll Zucker auf einem behelfsmäßigen Tablett war neben mir aufgetaucht. Er stellte seine Last auf dem Beistelltisch ab, und Ursula verteilte die Tassen. Ruth reichte eine an mich weiter.

»Was ist los, Mum?« Sie zog ein Taschentuch heraus und betupfte mein Gesicht. »Geht es dir nicht gut?«

Da spürte ich, dass meine Wangen feucht waren.

Der Duft nach Tee war schuld. Dass ich dort in diesem Raum auf diesem Ledersofa saß. Das Gewicht von Erinnerungen an längst Vergangenes, das Wiedererwa-

chen lange gehüteter Geheimnisse. Der Zusammenprall von Vergangenheit und Gegenwart.

»Grace? Kann ich etwas für Sie tun?«, fragte Ursula.
»Möchten Sie vielleicht, dass ich die Heizung herunterdrehe?«

»Ich werde sie nach Hause bringen müssen.« Ruth schon wieder. »Ich habe ja gleich gewusst, dass das keine gute Idee ist. Das ist einfach zu viel für sie.«

Ja, ich wollte zurück nach Hause. Zu Hause sein. Ich spürte, wie ich aus dem Sofa gezogen wurde, wie man mir meinen Spazierstock in die Hand drückte. Stimmen umschwirrten mich.

»Es tut mir leid«, murmelte ich vor mich hin. »Ich bin nur müde.« So müde. Alles ist so lange her.

Meine Füße schmerzten, begehrten auf gegen das Eingesperrtsein. Jemand – vielleicht Ursula – stützte mich. Kalter Wind schlug mir ins feuchte Gesicht.

Dann war ich in Ruths Auto, Häuser, Bäume und Straßenschilder flogen vorüber.

»Keine Sorge, Mum, es ist schon vorbei«, sagte Ruth.
»Ich mache mir große Vorwürfe. Ich hätte dich nie da hinbringen sollen.«

Ich legte eine Hand auf ihren Arm, spürte, wie sie sich anspannte.

»Ich hätte mich auf mein Gefühl verlassen sollen«, sagte sie. »Das war wirklich dumm von mir.«

Ich schloss die Augen, lauschte dem Summen der Heizung, dem Pulsieren der Scheibenwischer, dem Dröhnen des Straßenverkehrs.

»So ist es gut, ruh dich ein bisschen aus«, sagte Ruth.
»Ich bringe dich nach Hause. Du brauchst da nicht noch mal hin.«

Ich lächelte, während ich eindöste.

Zu spät. Ich bin zu Hause. Ich bin wieder zurück.

Unfallopfer identifiziert: Bekannte Schönheit tot

Die Frau, die gestern Vormittag bei einem Automobilunfall auf der Braintree Road ums Leben kam, wurde als die bekannte Schönheit und Filmschauspielerin Miss Emmeline Hartford, 21, identifiziert. Miss Hartford war zusammen mit drei weiteren Personen auf dem Weg von London nach Colchester gewesen, als das Fahrzeug von der Straße abkam und gegen eine alte Eiche prallte.

Miss Hartford ist die Einzige, die bei dem Unfall den Tod fand. Die anderen Insassen des Wagens wurden schwer verletzt ins Krankenhaus von Ipswich eingeliefert.

Die vier Personen wurden am Sonntagnachmittag im Godley House, dem Landsitz von Miss Hartfords Jugendfreundin Mrs Frances Vickers erwartet. Mrs Vickers verständigte die Polizei, als ihre Gäste nicht eintrafen.

Eine polizeiliche Untersuchung soll die Ursache des Unfalls ermitteln. Zum jetzigen Zeitpunkt steht noch nicht fest, ob gegen den Fahrer Anklage erhoben wird. Laut Aussage von Zeugen war der Unfall auf zu hohe Geschwindigkeit und eine vereiste Fahrbahn zurückzuführen.

Miss Hartford hinterlässt eine ältere Schwester, Mrs Hannah Luxton, die Ehefrau des konservativen Abgeordneten für Saffron Green, Mr Theodore Luxton. Weder Mr noch Mrs Luxton waren bereit, einen Kommentar abzugeben; Gifford & Jones jedoch, die Anwälte der Familie, erklärten, ihre Mandanten

stunden unter Schock und wünschten momentan in dieser Gelegenheit nicht behelligt zu werden.

Dies ist nicht das erste Unglück, von dem die Familie in jüngster Zeit heimgesucht wurde. Im vergangenen Sommer wurden Miss Emmeline Hartford und Mrs Hannah Luxton auf dem Anwesen Riverton Manor Zeuginnen des tragischen Selbstmords von Lord Robert Hunter. Lord Hunter war ein bekannter Dichter. Er hat zwei Lyriksammlungen herausgegeben.

Das Kinderzimmer

Es ist ein milder Morgen, ein Vorbote des Frühlings, und ich sitze im Garten auf einer schmiedeeisernen Bank unter der Ulme. Die frische Luft tut mir gut, meint Sylvia, also sitze ich hier und genieße die scheue Winter-sonne. Meine Wangen sind so kalt und schlaff wie zwei Pfirsiche, die zu lange im Kühlschrank gelegen haben.

Ich muss an den Tag denken, an dem ich auf Riverton Manor als Dienstmädchen angefangen habe. Ich sehe alles noch genau vor mir. Es ist Juni 1914. Ich bin wieder vierzehn: naiv und linkisch. Ängstlich folge ich Nancy Stufe um Stufe die Treppe aus poliertem Ulmenholz hinauf. Ihr Rock raschelt gebieterisch bei jedem Schritt, jedes Rascheln ein Tadel meiner Unerfahrenheit. Ich mühe mich hinter ihr her die Treppe hoch, der Koffergriff schneidet mir in die Hand. Als Nancy um die Ecke biegt, um die nächste Treppe zu erklimmen, verliere ich sie aus dem Blick und folge nur noch dem Rascheln ...

Oben angekommen ging Nancy einen dunklen Flur hinunter und blieb schließlich mit einem harten Klappern ihrer Absätze vor einer kleinen Tür stehen. Sie drehte sich stirnrunzelnd um, als ich auf sie zugewankt kam, ihr Blick so dunkel wie ihr Haar.

»Was ist los mit dir?«, fragte sie in abgehacktem Englisch, unfähig, ihren irischen Akzent zu verbergen. »Ich

wusste gar nicht, dass du so langsam bist. Mrs Townsend hat mir nichts davon gesagt, da bin ich mir sicher.«

»Ich bin nicht langsam. Es ist nur mein Koffer. Er ist so schwer.«

»Nun«, erwiderte sie, »so ein Theater hab ich noch nie erlebt. Ich möchte wissen, was für ein Dienstmädchen du abgeben willst, wenn du noch nicht mal einen Koffer tragen kannst, ohne zu wanken. Lass das bloß nicht Mr Hamilton sehen, wenn du den Teppichkehrer herumschleppst wie einen Sack Mehl.«

Sie drückte die Tür auf. Das Zimmer war klein und kärglich eingerichtet, und es roch unerklärlicherweise nach Kartoffeln. Die eine Hälfte davon – ein eisernes Bett, eine Kommode, ein Stuhl – sollte mir gehören.

»So. Das ist deine Seite«, sagte Nancy mit einem Kopfnicken in Richtung Bett. »Mir gehört die andere Seite, und ich wäre dir dankbar, wenn du nichts anrühren würdest.« Sie fuhr mit den Fingern über ihre Kommode, an einem Kreuz, einer Bibel und einer Haarbürste entlang. »Langfinger werden hier nicht geduldet. Und jetzt pack deine Sachen aus, zieh deine Arbeitskleidung an und komm nach unten, damit ich dich in deine Pflichten einweisen kann. Dass du mir ja nicht trödelst, verstanden? Und du darfst dich nur im Dienstbotenbereich aufhalten. Mittagessen gibt's heute um zwölf, weil die Enkel des Hausherrn zu Besuch kommen und wir mit dem Herrichten der Zimmer jetzt schon im Hintertreffen sind. Dich suchen zu müssen, ist das Letzte, was ich noch brauchen kann. Ich hoffe bloß, dass du keine Trödlerin bist.«

»Nein, Nancy«, antwortete ich, immer noch gekränkt, dass sie mich für eine Diebin halten könnte.

»Na, das werden wir ja sehen«, erwiderte sie. Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich sage ihnen, ich brau-

che ein neues Dienstmädchen, und was schicken sie mir? Ein Gör ohne Erfahrung, ohne Empfehlungen, und wie mir scheint, auch noch eine Trödlerin.«

»Ich bin keine ...«

»Pah!« Sie schnaubte und stampfte mit ihrem schmalen Fuß auf. »Mrs Townsend sagt, dass deine Mutter flink und geschickt war und dass der Apfel nicht weit vom Stamm fällt. Ich kann nur für dich hoffen, dass sie recht hat. Bummelei von deinesgleichen wird von der Mistress nicht geduldet, und von mir ebenso wenig.« Dann warf sie ein letztes Mal missbilligend den Kopf in den Nacken und ließ mich allein in dem winzigen, dunklen Dachzimmer zurück.

Ich hielt den Atem an und lauschte auf das sich entfernende Rascheln.

Endlich allein mit dem ächzenden Haus schlich ich auf Zehenspitzen zur Tür, zog sie vorsichtig zu und drehte mich um, um mein neues Zuhause in Augenschein zu nehmen.

Es gab nicht viel zu sehen. Ich fuhr mit der Hand über den Bettrahmen, zog den Kopf unter der Dachschräge ein. Am Fußende der Matratze lag eine graue Decke, an einer Ecke von geschickten Händen geflickt. Ein kleines, gerahmtes Bild, die einzige Andeutung von Zimmerschmuck, hing an der Wand: eine typische Jagdszene mit einem verletzten Hirsch, aus dessen Flanke rotes Blut rann. Hastig wandte ich mich von dem sterbenden Tier ab.

Ganz vorsichtig setzte ich mich aufs Bett, darauf bedacht, das glatte Laken nicht zu zerknittern. Als die Federn im Sprungrahmen quietschten, sprang ich schuld bewusst auf und spürte, wie meine Wangen sich röteten.

Durch ein schmales Fenster fiel ein Streifen staubiges Licht ins Zimmer. Ich kniete mich auf den Stuhl und spähte nach draußen.

Das Zimmer befand sich im hinteren Teil des Hauses und war sehr hoch gelegen. Ich konnte über den Rosengarten hinweg bis zu den Gartenlauben und dem Brunnen im Süden sehen. Dahinter lag der See, das wusste ich, und auf der anderen Seite das Dorf, in dem ich die ersten vierzehn Jahre meines Lebens verbracht hatte. Ich stellte mir vor, wie meine Mutter am Küchenfenster saß, wo das Licht am besten war, den Rücken über eine Flickarbeit gebeugt.

Ich fragte mich, wie sie allein zurechtkam. Mutter ging es in letzter Zeit nicht gut. Einmal hatte ich sie nachts im Bett stöhnen hören, als ihre kranken Knochen ihr unsägliches Schmerzen bereiteten. Manchmal waren ihre Finger morgens so steif, dass ich sie unter warmem Wasser massieren musste, ehe sie überhaupt eine Garnrolle aus ihrem Nähkorb nehmen konnte. Mrs Rodgers aus dem Dorf hatte sich bereit erklärt, täglich nach meiner Mutter zu sehen, und der Lumpenmann kam zweimal pro Woche, aber sie würde schrecklich viel allein sein. Es bestand kaum Hoffnung, dass sie ohne mich mit den Flickarbeiten weitermachen konnte. Aber womit würde sie dann Geld verdienen? Mit meinem mageren Lohn würde ich sie unterstützen können, aber hätte ich nicht lieber bei ihr bleiben sollen?

Andererseits war sie es gewesen, die darauf bestanden hatte, dass ich mich um die Stelle bewarb. Meine Einwände hatte sie gar nicht hören wollen, hatte nur den Kopf geschüttelt und erklärt, sie wisse besser, was gut für mich sei. Sie hatte gehört, dass ein Dienstmädchen gesucht wurde, und war davon überzeugt, dass ich genau die Richtige für diese Position war. Kein Wort darüber, von wem sie das gehört hatte. Typisch für meine geheimnistuerische Mutter.

»Es ist nicht weit weg«, sagte sie. »An deinen freien Tagen kannst du nach Hause kommen und mir helfen.«

Sie muss mir meine Bedenken angesehen haben, denn sie streichelte mir zärtlich die Wange. Eine ungewohnte Geste, mit der ich nicht gerechnet hatte. Ich zuckte unwillkürlich zusammen, als ich die raue Haut ihrer zerstochnen Fingerspitzen an meiner Wange spürte. »Es wird alles gut, meine Kleine. Du wusstest doch, dass irgendwann der Tag kommen würde, an dem du dir eine Stellung suchen musst. Es ist das Beste, eine gute Gelegenheit. Du wirst schon sehen. Nicht viele würden ein so junges Mädchen wie dich einstellen. Lord Ashbury und Lady Violet sind keine schlechten Herrschaften. Mr Hamilton mag dir streng erscheinen, aber er ist gerecht. Und Mrs Townsend auch. Arbeite fleißig, tu, was man dir sagt, dann wirst du keinen Ärger bekommen.« Sie kniff mich mit zitternden Fingern in die Wange. »Und Gracie! Dass du mir nicht vergisst, wo du herkommst. Viel zu viele junge Dinger bringen sich damit in Schwierigkeiten.«

Ich hatte ihr versprochen, ihren Rat zu befolgen, und am folgenden Samstag war ich in meinem Sonntagskleid zu dem großen Herrenhaus gestapft, um mich bei Lady Violet vorzustellen.

Es sei ein kleiner, ruhiger Haushalt, erklärte sie mir, nur ihr Mann, Lord Ashbury, der sich meist in seinen Clubs aufhalte, und sie selbst. Ihre beiden Söhne, Major Jonathan und Mr Frederick, seien beide erwachsen und lebten mit ihren Familien in der Nähe, kämen jedoch gelegentlich zu Besuch, und ich würde sie bestimmt kennenlernen, wenn ich ordentlich arbeitete und die Stellung behielt. Da sie nur zu zweit auf Riverton wohnten, kämen sie ohne Haushälterin aus, sagte sie, und verließen sich auf Mr Hamiltons langjährige Erfahrung, während die Köchin, Mrs Townsend, für alles zuständig sei, was mit der Küche zu tun hatte. Wenn die beiden

mit mir zufrieden wären, würde ihr das als Empfehlung reichen, um mich anzustellen.

Dann hatte sie mich so durchdringend angesehen, dass ich mich gefühlt hatte wie eine Maus in der Falle. Ich musste an den hässlichen Rand an meinem Rocksaum denken, den meine Mutter mehrmals herausgelassen hatte, wenn ich wieder gewachsen war, an den kleinen Flickern auf meinem Strumpf, der in meinem Schuh drückte und immer dünner wurde, an meinen zu langen Hals und meine zu großen Ohren.

Schließlich ein Blinzeln und ein Lächeln – ein schmallippiges Lächeln, das ihre Augen in eisige Halbmonde verwandelte. »Nun, du wirkst sauber, und Mr Hamilton hat mir gesagt, dass du nähen kannst.« Ich nickte, und sie stand auf und ging hinter ihren Schreibtisch, wobei sie ihre Finger leicht über die Sessellehne gleiten ließ. »Wie geht es deiner Mutter?«, fragte sie, ohne sich umzudrehen. »Wusstest du, dass sie früher auch hier in Stellung war?« Ich antwortete, ja, ich wisse es, meiner Mutter gehe es gut, danke.

Ich muss das Richtige gesagt haben, denn gleich darauf bot sie mir fünfzehn Pfund pro Jahr an und verkündete, ich könne gleich am nächsten Tag anfangen. Dann läutete sie nach Nancy und bat sie, mich nach draußen zu begleiten.

Ich löste mich vom Fenster, wischte den feuchten Film ab, den mein Atem auf der Scheibe gebildet hatte, und kletterte vom Stuhl.

Mein Koffer lag da, wo ich ihn abgestellt hatte, neben Nancys Seite des Betts, und ich schleppte ihn auf die andere Seite bis zu der Kommode, die für mich vorgesehen war. Ich bemühte mich, den blutenden, im letzten, grauenvollen Moment seines Lebens dahingestreckten Hirsch nicht anzusehen, während ich meine Kleider in

die oberste Schublade legte: zwei Röcke, zwei Blusen und ein Paar schwarze Strümpfe, die meine Mutter mich zu stopfen gebeten hatte, damit sie den nächsten Winter noch überdauern würden. Dann, nach einem kurzen Blick zur Tür und mit klopfendem Herzen, packte ich meinen geheimen Schatz aus.

Es waren drei Bücher. Eselsohrige grüne Einbände mit verblassten goldenen Lettern. Ich verstaute sie ganz hinten in der untersten Schublade und bedeckte sie mit meinem Halstuch, das ich so um sie herum drapierte, dass sie vollständig verborgen waren. Mr Hamilton hatte sich deutlich ausgedrückt. Die Bibel sei akzeptabel, aber alles andere an Lesestoff sei meist schädlich, müsse ihm zur Begutachtung vorgelegt werden und würde andernfalls konfisziert. Ich war keine Rebellin – im Gegenteil, damals war ich noch zutiefst pflichtbewusst –, aber ohne Holmes und Watson zu leben war undenkbar.

Den Koffer schob ich unters Bett.

An einem Haken hinter der Tür hing meine Arbeitskleidung: schwarzes Kleid, weiße Schürze, mit Rüschen besetzte Haube. Als ich sie anzog, kam ich mir vor wie ein Kind, das sich vom Kleiderschrank seiner Mutter bedient hat. Der Stoff des Kleids, das offenbar einmal von einer kräftigeren Person getragen worden war, fühlte sich steif an, und der Kragen kratzte am Hals. Während ich mir die Schürze umband, flatterte eine winzige weiße Motte auf und flog auf der Suche nach einem neuen Versteck in die Dachbalken hinauf. Am liebsten wäre ich ihr gefolgt.

Die Haube war aus weißem Baumwollstoff und gestärkt, sodass die vordere Rüsche hochstand. Vor dem Spiegel vergewisserte ich mich, dass sie ordentlich saß, und schob mein helles Haar hinter die Ohren, so wie meine Mutter es mir gezeigt hatte. Als mein Blick kurz

auf das Mädchen im Spiegel fiel, dachte ich: Was für ein ernstes Gesicht sie hat. Es passiert nur ganz selten, dass man sich selbst ganz entspannt im Spiegel sieht, und es ist ein bisschen unheimlich. Ein Augenblick der Unbefangenheit, ohne jede Verstellung, wenn man sogar vergisst, sich selbst etwas vorzumachen.

Sylvia hat mir eine Tasse dampfenden Tee und ein Stück Zitronenkuchen gebracht. Sie sitzt neben mir auf der schmiedeeisernen Bank, wirft einen kurzen Blick in Richtung Büro und zieht eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche. Seltsamerweise scheint sie immer gerade dann das Bedürfnis nach einer heimlichen Zigarette zu überkommen, wenn ich angeblich frische Luft brauche. Sie bietet mir eine an. Ich lehne wie immer ab, und sie sagt darauf wie immer: »Ist wahrscheinlich auch besser so in Ihrem Alter. Ich rauche halt eine für Sie mit, okay?«

Sylvia sieht heute gut aus – sie hat irgendetwas an ihrer Frisur verändert –, und ich mache ihr ein Kompliment. Sie nickt, bläst eine Rauchwolke aus und wirft mit einer Kopfbewegung einen langen Pferdeschwanz über die Schulter.

»Ich hab mir die Haare verlängern lassen«, sagt sie. »Davon hab ich schon ewig geträumt, und schließlich hab ich mir gesagt, Mädels, das Leben ist zu kurz, um auf Glamour zu verzichten. Sieht echt aus, stimmt's?«

Ich zögere mit meiner Antwort, was sie als Zustimmung auffasst.

»Das liegt daran, dass es tatsächlich echt ist. Solches, wie die Filmstars verwenden. Hier. Fühlen Sie mal.«

»Meine Güte«, sage ich, während ich ihren Pferdeschwanz streichle. »Echtes Haar.«

»Heutzutage ist einfach alles möglich.« Sie wedelt mit ihrer Zigarette, an deren Filter ihre Lippen eine schmie-

rige rote Spur hinterlassen haben. »Das kostet natürlich. Zum Glück hatte ich ein bisschen was für Notfälle beiseitegelegt.«

Sie lächelt, glüht vor Stolz wie eine reife Pflaume, und allmählich dämmert mir, was hinter dieser Rundumerneuerung steckt. Und siehe da, aus ihrer Brusttasche zaubert sie ein Foto hervor.

»Anthony«, sagt sie strahlend.

Betont umständlich setze ich mir die Brille auf und betrachte das Bild eines Mannes in reiferem Alter mit grauem Schnurrbart. »Er sieht gut aus.«

»Ach, Grace«, sagt sie mit einem glücklichen Seufzer. »Er ist wunderbar. Wir haben uns erst ein paarmal zum Tee getroffen, aber ich habe so ein gutes Gefühl bei ihm. Er ist ein echter Gentleman, wissen Sie. Nicht wie diese Tagediebe, die ich früher hatte. Er hält mir die Tür auf, schenkt mir Blumen, rückt mir im Restaurant den Stuhl zurecht. Ein richtiger, altmodischer Kavalier.«

Letzteres sagt sie extra meinetwegen, entsprechend der allgemeinen Annahme, dass alte Leute nur das Altmodische zu schätzen wissen. »Was macht er denn beruflich?«, erkundige ich mich.

»Er ist Lehrer an der örtlichen Oberschule. Heimatkunde und Englisch. Er ist unglaublich gebildet. Und Gemeinsinn hat er auch – er arbeitet ehrenamtlich für den Heimatkundeverein. Das ist sein Hobby, sagt er, all die Ladys und Lords und Herzöge und Herzoginnen. Er weiß jede Menge über diese Familie, die früher in dem Herrenhaus drüben auf dem Hügel gewohnt hat ...« Sie unterbricht sich und späht mit zusammengekniffenen Augen zum Büro hinüber. »O Gott, o Gott. Schwester Ratchet. Ich soll den Tee auftragen. Wahrscheinlich hat Bertie Sinclair sich mal wieder beschwert. Wenn Sie mich fragen, täte es ihm ganz gut, wenn er sich das eine oder

andere Stück Kuchen verkneifen würde.« Sie drückt ihre Zigarette aus und stopft die Kippe in die Streichholzsachtel. »Ach ja, die Gottlosen haben keinen Frieden. Kann ich Ihnen noch was bringen, bevor ich mich um die anderen kümmerge, meine Liebe? Sie haben Ihren Tee ja kaum angerührt.«

Ich versichere ihr, dass ich nichts brauche, und sie eilt von dannen, Hüften und Pferdeschwanz im Gleichtakt schwingend.

Es ist angenehm, umsorgt zu werden und den Tee serviert zu bekommen. Ich finde, ich habe diesen Luxus verdient. Ich habe weiß Gott oft genug anderen Leuten den Tee aufgetragen. Manchmal stelle ich mir vor, wie Sylvia sich als Dienstmädchen auf Riverton gemacht hätte. Aber die stille Fügsamkeit der Dienstboten liegt ihr nicht. Sie hat zu viel Charakter, hat nicht oft genug zu hören bekommen, wo »ihr Platz« ist; wohlmeinende Zurechtweisungen, die verhindern sollten, dass man seine Erwartungen allzu hoch schraubt. Nein, Nancy hätte in Sylvia keine so willfährige Schülerin gehabt wie in mir.

Ich weiß, der Vergleich ist nicht fair. Die Menschen haben sich zu sehr verändert. Unser Jahrhundert hat seinen Tribut gefordert. Selbst die Jungen und Privilegierten tragen heute ihren Zynismus wie ein Ehrenabzeichen, die Augen leer und den Kopf voll mit Dingen, die sie nie wissen wollten.

Das ist einer der Gründe, warum ich nie über die Hartfords und Robbie Hunter und über das, was sich zwischen ihnen abgespielt hat, gesprochen habe. Denn es hat durchaus Zeiten gegeben, als ich drauf und dran war, mich von dieser Last zu befreien und alles zu erzählen. Ruth zum Beispiel. Oder Marcus. Aber irgendwie spürte ich jedes Mal schon im Voraus, dass sie es nicht begreifen würden. Sie würden nicht verstehen, wie es zu

dem tragischen Ende kam. Warum es dazu kommen *musste*. Und wie sehr die Welt sich verändert hat.

Natürlich nahmen wir auch damals schon die Anzeichen des Fortschritts wahr. Der Erste Weltkrieg hatte alles verändert, bei denen da oben und bei uns hier unten. Wie schockiert wir alle waren, als nach dem Krieg die neuen Dienstboten eintrafen (und meist kurz darauf wieder verschwanden) und Mindestlöhne und bezahlte Urlaubstage verlangten. Vorher war die Welt noch in Ordnung gewesen, die gesellschaftlichen Unterschiede eindeutig und unerschütterlich.

An meinem ersten Tag auf Riverton rief Mr Hamilton mich in sein Anrichtezimmer im hinteren Ende des Dienstbotentrakts, wo er gerade die *Times* bügelte. Er richtete sich auf und rückte die runde Brille auf seiner langen Nase zurecht. Meine Einführung in »die Gepflogenheiten« war so wichtig, dass Mrs. Townsend, die gerade dabei war, die Galantine fürs Mittagessen zuzubereiten, ihre Arbeit unterbrach, um Zeugin des Vortrags zu werden. Nachdem Mr Hamilton sorgfältig meine Arbeitskleidung überprüft und offenbar nichts daran auszusetzen hatte, begann er, mir den Unterschied zwischen ihnen und uns zu erklären.

»Vergiss nie«, sagte er feierlich, »welches Glück dir widerfahren ist, dass du in einem so vornehmen Haus Dienst tun darfst. Aber das Glück bringt auch Verantwortung mit sich. Dein Betragen fällt immer auf die Familie zurück, und deswegen musst du stets dein Bestes geben, ihre Geheimnisse wahren und dir ihr Vertrauen verdienen. Denk daran, dass der Hausherr immer weiß, was das Richtige ist. Nimm dir ihn und seine Familie zum Vorbild. Diene ihnen still ... willig ... dankbar. Du wirst wissen, dass du deine Arbeit gut gemacht hast, wenn niemand davon Kenntnis nimmt, du wirst wissen, dass

du eine gute Arbeitskraft bist, wenn niemand dich bemerkt.« Dann hob er den Kopf und blickte über mich hinweg, die Wangen vor Ergriffenheit gerötet. »Und Grace – vergiss nie, welche Ehre sie dir erweisen, indem sie dir gestatten, in ihrem Haus Dienst zu tun.«

Ich wage kaum, mir vorzustellen, was Sylvia wohl dazu gesagt hätte. Auf keinen Fall hätte sie sich diesen Vortrag so still angehört, wie ich es tat, ihr Gesicht hätte nicht geglüht vor Dankbarkeit und dem vagen Gefühl, im Gefüge der Welt eine Stufe emporgehoben worden zu sein.

Als mein Blick auf den Platz auf der Bank neben mir fällt, bemerke ich, dass sie das Foto hat liegen lassen, das Foto von diesem neuen Mann, der sie mit Plaudereien über Geschichte becirt und sich in seiner Freizeit mit der Aristokratie beschäftigt. Ich kenne diese Sorte. Sie sammeln Zeitungsausschnitte und Fotos und fertigen aufwendige Familienstammbäume an von Familien, zu denen sie nie gehören werden.

Meine Worte klingen verächtlich, aber das täuscht. Ich finde es höchst interessant, wie die Zeit Lebensläufe ausradiert und nur blasse Spuren übrig lässt. Blut und Geist verschwinden, und nur Namen und Daten bleiben übrig.

Ich schließe die Augen. Die Sonne steht inzwischen tiefer, und meine Wangen sind jetzt warm.

Die Leute von Riverton sind alle schon so lange tot. Mich hat die Zeit verwittern lassen, während sie ewig jung und schön bleiben.

Gott, ich werde schon wieder sentimental. Denn sie sind weder jung noch schön. Sie sind tot. Begraben. Nichts mehr. Existieren nur noch in der Erinnerung derer, die sie einmal gekannt haben.

Andererseits sind die, die in der Erinnerung weiterleben, unsterblich.

Als ich Hannah und Emmeline und ihren Bruder David zum ersten Mal sah, debattierten sie gerade über die Auswirkungen der Lepra auf das menschliche Gesicht. Sie waren schon seit einer Woche auf Riverton – sie verbrachten jedes Jahr den Sommer dort –, aber bis zu dem Tag hatte ich nur hin und wieder ihr Lachen gehört und ihre Schritte in den ächzenden Mauern des alten Hauses vernommen.

Nancy war der Meinung, ich sei zu unerfahren, um Angehörige der vornehmen Gesellschaft zu bedienen – mochten sie auch noch so jung sein –, und hatte mir nur Arbeiten aufgetragen, die mich möglichst von den Besuchern fernhielten. Während die anderen Dienstboten zwei Wochen lang damit beschäftigt gewesen waren, alles für die Ankunft der erwachsenen Gäste vorzubereiten, oblag mir die Verantwortung für das Kinderzimmer.

Selbstverständlich waren sie zu alt für das Kinderzimmer, erklärte Nancy, und sie würden es wahrscheinlich nicht einmal betreten, aber es gehörte zur Tradition, und deswegen musste das große Zimmer am Ende des Ostflügels gründlich gelüftet und gesäubert und täglich mit frischen Blumen versehen werden.

Ich könnte das Zimmer noch heute genau beschreiben, aber ich fürchte, es wird mir nicht gelingen zu vermitteln, welch seltsame Anziehungskraft es auf mich ausübte. Das Zimmer war groß, rechteckig und düster, und es wies überall Spuren geduldeter Vernachlässigung auf. Es strahlte Verlassenheit aus, als stammte es aus einem uralten Märchen, und schien wie nach einem Fluch in einen hundertjährigen Schlaf versunken. Die Luft lastete schwer und kalt und reglos, und in der Puppenstube neben dem offenen Kamin war der Esstisch für Gäste gedeckt, die nie kommen würden.

Die Tapete mochte einmal blau-weiß gestreift gewesen sein, aber die Zeit und die Feuchtigkeit hatten dafür gesorgt, dass sie grau und fleckig war und sich an manchen Stellen von den Wänden löste. Verblasste Bilder mit Szenen aus Hans-Christian-Andersen-Märchen hingen an einer Wand: der tapfere Zinnsoldat im Feuer, das hübsche Mädchen in den roten Schuhen, die kleine Meerjungfrau, die um ihre Vergangenheit weint. Es roch muffig in dem Zimmer, nach Geisterkindern und altem Staub. Als gäbe es noch einen Rest Leben dort.

An einer Seite befand sich ein verrußter Kamin mit einem Ledersessel davor, die angrenzende Wand hatte riesige Fenster mit Rundbögen. Wenn ich auf die Fensterbank aus dunklem Holz kletterte und durch die Bleiglasfenster hinausspähte, konnte ich in einen Hof sehen, in dem zwei bronzene Löwen auf verwitterten Säulen auf den Gutsfriedhof unten im Tal hinausschauten.

Ein abgenutztes Schaukelpferd stand vor dem Fenster, ein würdevoller Apfelschimmel mit freundlichen schwarzen Augen, der dankbar zu sein schien, als ich ihn von der Staubschicht befreite, die ihn bedeckte. Und daneben, still und treu, stand Raverley. Der schwarzbraune Jagdhund, der Lord Ashbury gehört hatte, als dieser noch ein Junge war, war eingegangen, nachdem er mit einem Bein in eine Falle geraten war. Der Tierpräparator hatte sich Mühe gegeben, den Schaden zu beheben, aber kein noch so schöner Fellflicken konnte verbergen, was darunter lauerte. Ich gewöhnte mir an, Raverley mit einem Laken zu bedecken, während ich meine Arbeit in dem Zimmer verrichtete. So konnte ich beinahe so tun, als sei er nicht da, als würde ich die klaffende Wunde und das Starren der gläsernen Augen nicht sehen.

Aber trotz Raverley, trotz des modrigen Geruchs und der sich lösenden Tapete wurde das Kinderzimmer zu

meinem Lieblingszimmer. Wie vorhergesagt, fand ich es Tag für Tag leer vor, weil die Kinder sich anderswo auf dem Anwesen vergnügten. Ich begann, mich mit der Arbeit zu beeilen, damit ich ein paar Minuten für mich allein in dem Zimmer hatte, weit weg von Nancys ständigen Ermahnungen, von Mr Hamiltons tadelnden Blicken, von der rauen Kumpelhaftigkeit der anderen Dienstboten, die mich immer spüren ließen, wie viel ich noch zu lernen hatte. Nach einer Weile verbrachte ich meine gestohlenen Minuten nicht mehr mit angehaltenem Atem, sondern genoss die Einsamkeit, betrachtete das Kinderzimmer als mein Zimmer.

Und dann waren da noch die Bücher, so viele Bücher, mehr, als ich je auf einem Haufen gesehen hatte: Abenteuergeschichten, historische Romane, Märchenbücher, alle dicht an dicht auf einem riesigen Regal neben dem Kamin. Einmal habe ich es gewagt, eins herauszunehmen, eines, das ich nur wegen des schönen Rückens ausgesucht hatte. Ich fuhr mit der Hand über den staubigen Einband, schlug es auf und las den erhabenen gedruckten Namen des Autors: TIMOTHY HARTFORD. Dann blätterte ich die steifen Seiten um, atmete den schimmeligen Geruch ein und ließ mich an einen anderen Ort und in eine andere Zeit davontragen.

Ich hatte in der Dorfschule lesen gelernt, und meine Lehrerin, Miss Ruby, anscheinend erfreut über eine so eifrige Schülerin, hatte irgendwann angefangen, mir Bücher aus ihrer eigenen Sammlung zu leihen: *Jane Eyre*, *Frankenstein*, *Die Burg von Otranto*. Wenn ich sie zurückgab, unterhielten wir uns über unsere Lieblingsstellen. Es war Miss Ruby, die mir vorschlug, vielleicht selbst Lehrerin zu werden. Aber meine Mutter war nicht gerade begeistert, als ich ihr davon erzählte. Sie meinte, es sei ja nett von Miss Ruby, mir große Ideen in den Kopf zu

setzen, aber große Ideen reichten nicht, um Brot und Butter auf den Tisch zu bringen. Kurz darauf hatte sie mich nach Riverton geschickt, zu Nancy und Mr Hamilton und zu dem Kinderzimmer ...

Und eine Zeit lang war das Kinderzimmer mein Zimmer, waren die Bücher meine Bücher.

Aber eines Tages kam Nebel auf, und es begann zu regnen. Als ich den Flur hinuntereilte, um mich in ein Bilderlexikon zu vertiefen, das ich am Tag zuvor entdeckt hatte, blieb ich plötzlich wie angewurzelt stehen. Aus dem Zimmer kamen Stimmen.

Das musste der Wind sein, redete ich mir ein, der die Geräusche von einem anderen Raum im Haus herübertrug. Eine Täuschung. Aber als ich die Tür einen Spalt breit öffnete und hineinlugte, zuckte ich vor Schreck zusammen. Drinnen waren Leute. Junge Leute, die perfekt in dieses verwunschene Zimmer pasten.

Und in diesem Augenblick, ohne die geringste Vorwarnung, hörte es auf, mein Zimmer zu sein. Ich stand da wie versteinert, wusste nicht, ob ich hineingehen und meine Arbeit verrichten oder später noch einmal wiederkommen sollte. Ich riskierte noch einen Blick, eingeschüchtert von dem Lachen der Menschen. Von ihren selbstsicheren Stimmen. Von ihren glänzenden Haaren und den noch strahlenderen Schleifen in ihren Frisuren.

Die Blumen halfen mir, eine Entscheidung zu treffen. Sie verwelkten in der Vase auf dem Kaminsims. Blütenblätter waren über Nacht abgefallen und lagen um die Vase herum wie ein stummer Vorwurf. Ich konnte nicht riskieren, dass Nancy sie zu sehen bekam, sie hatte mich ganz eindeutig auf meine Pflichten hingewiesen. Hatte mir zu verstehen gegeben, dass meine Mutter davon erfahren würde, falls ich das Missfallen meiner Dienstherrinnen erregen sollte.

Mr Hamiltons Anweisungen im Kopf, Besen und Handfeger vor die Brust geklemmt, schlich ich auf Zehenspitzen zum Kamin und konzentrierte mich darauf, mich möglichst unsichtbar zu machen. Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. Sie waren es gewöhnt, ihr Heim mit einer Armee von unsichtbaren Hausgeistern zu teilen. Sie ignorierten mich, während ich so tat, als würde ich sie ignorieren.

Zwei Mädchen und ein Junge: das jüngste Kind etwa zehn, das älteste noch nicht ganz siebzehn. Alle drei sahen aus wie typische Ashburys – goldblondes Haar und Augen so blau wie ceylonische Saphire –, das Erbe von Lord Ashburys Mutter, einer Dänin, die, will man Nancy glauben, aus Liebe geheiratet hatte und daraufhin ent-erbt worden war. Aber sie hatte zuletzt triumphiert, sagte Nancy, als der Bruder ihres Mannes starb und sie Lady Ashbury wurde.

Das größere Mädchen stand mitten im Zimmer, einen Stapel Zettel in der Hand, und beschrieb die Auswirkungen einer Leprainfektion. Das jüngere Mädchen hockte im Schneidersitz auf dem Boden und lauschte ihrer Schwester mit großen Augen, einen Arm um Raverleys Hals gelegt. Überrascht und leicht entsetzt stellte ich fest, dass der Hund aus seiner Ecke gezerrt worden war und einen seltenen Moment der Zugehörigkeit genoss. Der Junge kniete auf der Holzbank unter dem Fenster und schaute durch den Nebel zum Friedhof hinüber.

»Und dann drehst du dich zum Publikum um, Emeline, und dein Gesicht ist vollkommen entstellt von der Lepra«, sagte das große Mädchen mit hämischem Vergnügen.

»Was ist Lepra?«

»Eine Hautkrankheit«, sagte das ältere Mädchen.
»Verwachsungen und Fäule, wie das eben so ist.«

»Vielleicht könnte ihre Nase abfaulen«, sagte der Junge und zwinkerte Emmeline zu.

»Ja«, erwiderte Hannah ernst. »Großartige Idee.«

»Nein«, jammerte Emmeline.

»Mensch, Emmeline, stell dich doch nicht an wie ein Baby. Sie wird dir doch nicht wirklich abfaulen«, sagte Hannah. »Wir basteln eine Maske. Irgendwas Scheußliches. Ich seh mal in der Bibliothek nach, vielleicht finde ich ja ein medizinisches Buch. Am besten eins mit Bildern.«

»Wieso muss ich unbedingt diejenige sein, die Lepra kriegt?«, quengelte Emmeline.

»Das musst du Gott fragen«, sagte Hannah. »Er hat's geschrieben.«

»Aber warum muss ich die Miriam spielen? Kann ich nicht eine andere Rolle bekommen?«

»Es gibt keine anderen Rollen«, entgegnete Hannah. »David muss Aaron spielen, weil er der Größte ist, und ich spiele Gott.«

»Kann ich nicht Gott sein?«

»Natürlich nicht. Ich dachte, du wolltest unbedingt die Hauptrolle haben.«

»Wollte ich ja auch«, sagte Emmeline. »Will ich auch.«

»Na bitte. Gott erscheint ja nicht mal auf der Bühne«, sagte Hannah. »Ich muss meinen Text hinterm Vorhang aufsagen.«

»Ich könnte Moses spielen«, meinte Emmeline. »Dann kann Raverley Miriam sein.«

»Den Moses spielst du auf keinen Fall«, erklärte Hannah. »Wir brauchen eine richtige Miriam. Sie ist viel wichtiger als Moses. Er hat nur eine einzige Textzeile. Deswegen kann Raverley die Rolle übernehmen. Ich kann seinen Text hinter dem Vorhang sprechen – oder ich streiche Moses ganz aus dem Stück.«

»Vielleicht könnten wir eine ganz andere Szene auf-
führen«, schlug Emmeline hoffnungsvoll vor. »Eine mit
Maria und dem Jesuskind?«

Hannah schnaubte verächtlich.

Sie probten für ihr Theaterstück. Alfred, der Haus-
diener, hatte mir erzählt, dass es am kommenden Feier-
tag einen Theaterabend geben würde. Es war eine Fami-
lientradition: Einige Familienmitglieder sangen, andere
trugen Gedichte vor, und die Kinder führten jedes Mal
eine Szene aus dem Lieblingsbuch ihrer Großmutter auf.

»Wir haben diese Szene ausgesucht, weil sie wichtig
ist«, sagte Hannah.

»*Du* hast sie ausgesucht, weil sie wichtig ist«, entgeg-
nete Emmeline.

»Ganz genau«, sagte Hannah. »Sie handelt von einem
Vater, der zwei verschiedene Erziehungsprinzipien hat:
eins für seine Söhne und eins für seine Töchter.«

»Klingt für mich absolut vernünftig«, bemerkte David
ironisch.

Hannah beachtete ihn nicht. »Miriam und Aaron ha-
ben sich desselben Vergehens schuldig gemacht: Sie ha-
ben über die Ehe ihres Bruders diskutiert ...«

»Was haben sie denn gesagt?«, wollte Emmeline wis-
sen.

»Das spielt keine Rolle, sie haben einfach ...«

»Haben sie Gemeinheiten gesagt?«

»Nein, und darum geht es auch nicht. Das Wichtige
ist, dass Gott Miriam mit Lepra bestraft, während Aaron
mit einer Standpauke davonkommt. Findest du das etwa
gerecht, Emmeline?«

»Hat Moses nicht eine Afrikanerin geheiratet?«, frag-
te Emmeline.

Hannah schüttelte entnervt den Kopf. Mir fiel auf,
dass sie das häufig tat. Jeder Bewegung ihres langglied-

rigen Körpers wohnte eine grimmige Energie inne, was zur Folge hatte, dass sie schnell frustriert war. Emmeline dagegen besaß die bedächtige Haltung einer zum Leben erwachten Puppe. Die Gesichtzüge der beiden, die sich, einzeln betrachtet, ähnelten – zwei niedliche Nasen, zwei Paar leuchtend blaue Augen, zwei hübsche Münder – waren in ihrer Gesamtheit einzigartig und außergewöhnlich. Während Hannah an eine Feenkönigin erinnerte – leidenschaftlich, geheimnisvoll, unwiderstehlich –, war Emmelines Schönheit mehr irdischer Natur. Zwar war sie noch ein Kind, aber wenn sie entspannt war und ihre Lippen sich öffneten, erinnerte sie mich an ein Foto von einer Filmdiva, das ich einmal gesehen hatte, als es einem Hausierer aus der Tasche gefallen war.

»Was ist? Das hat er doch, oder?«, beharrte Emmeline.

»Ja, hat er«, sagte David lachend. »Moses hat eine Äthiopierin geheiratet. Hannah ist bloß frustriert, weil wir ihre Leidenschaft für die Suffragettenbewegung nicht teilen.«

»Hannah! Das meint er doch nicht ernst, oder? Du bist doch keine Suffragette!«

»Natürlich bin ich das«, erwiderte Hannah. »Und du auch.«

»Weiß Papa davon?«, flüsterte Emmeline. »Er wird sich fürchterlich aufregen.«

»Pah«, schnaubte Hannah. »Papa ist ein Kätzchen.«

»Nein, ein Löwe«, sagte Emmeline mit bebenden Lippen. »Bitte mach ihn nicht wütend, Hannah.«

»Mach dir keine Sorgen, Emmeline«, sagte David. »Eine Suffragette zu sein ist neuerdings der letzte Schrei unter den Damen der High Society.«

Emmeline sah ihn zweifelnd an. »Fanny hat noch nie was davon erwähnt.«

»Jede Frau, die etwas auf sich hält, wird in diesem Jahr einen Abendanzug zum Debütantinnenball tragen«, verkündete David.

Emmelines Augen weiteten sich.

Ich hörte ihnen zu, während ich die Bücherregale abstaubte, und fragte mich, was das alles zu bedeuten hatte. Das Wort »Suffragette« hatte ich noch nie gehört, stellte mir jedoch vor, dass es sich um eine Art Krankheit handelte, eine von der Sorte, die Mrs Nammersmith aus dem Dorf sich zugezogen hatte, als sie sich bei der Osterdemonstration das Korsett vom Leib gerissen hatte und ihr Mann sie nach London ins Krankenhaus bringen musste.

»Du bist gemein«, sagte Hannah. »Bloß weil Papa Emmeline und mir nicht erlaubt, eine Schule zu besuchen, brauchst du nicht dauernd nach einer Gelegenheit suchen, dich über uns lustig zu machen.«

»Da muss ich nicht lange suchen«, entgegnete David, setzte sich auf die Truhe mit dem Spielzeug und schob sich eine Locke aus der Stirn. Ich hielt die Luft an: Er war genauso schön und golden wie seine Schwestern. »Und außerdem verpasst ihr nicht viel. Die Schule wird absolut überbewertet.«

»Ach ja?« Hannah hob argwöhnisch die Brauen. »Normalerweise ergötzt du dich daran, mir zu erzählen, was ich alles verpasse. Woher der plötzliche Sinneswandel?« Ihre Augen weiteten sich: zwei eisblaue Monde. Der Schrecken schnürte ihr die Kehle zu. »Sag bloß nicht, du hast was Schlimmes angestellt und wurdest von der Schule verwiesen?«

»Natürlich nicht«, antwortete David hastig. »Ich glaube einfach nur, dass das Leben nicht nur aus Büchern besteht. Mein Freund Hunter sagt, das Leben selbst ist die beste Bildung ...«

»Hunter?«

»Er hat erst in diesem Jahr in Eton angefangen. Sein Vater ist so eine Art Wissenschaftler. Offenbar hat er was entdeckt, das dem König sehr wichtig ist, woraufhin der König ihm den Titel eines Marquis verliehen hat. Er ist ein bisschen verrückt. Robert auch, wenn man den anderen Jungen glaubt, aber ich finde ihn prima.«

»Tja«, sagte Hannah, »dein verrückter Freund Hunter sollte sich glücklich schätzen, dass er sich den Luxus leisten kann, seine Ausbildung zu verachten. Aber wie soll ich eine erfolgreiche Dramatikerin werden, wenn Papa mir jede Bildung vorenthält?« Hannah seufzte frustriert. »Ich wünschte, ich wäre ein Junge.«

»Ich fände es schrecklich, wenn ich zur Schule gehen müsste«, sagte Emmeline. »Und ich fände es auch schrecklich, ein Junge zu sein. Keine Kleider, langweilige Mützen und den ganzen Tag über Sport und Politik reden müssen.«

»Mir würde es Spaß machen, über Politik zu reden«, sagte Hannah. Im Eifer des Gefechts hatten sich ihre sorgfältig geflochtenen Zöpfe gelöst. »Als Erstes würde ich Herbert Asquith zwingen, Frauen das Wahlrecht zuzugestehen. Selbst jungen Frauen.«

David lächelte. »Du könntest Englands erste Stücke schreibende Premierministerin werden.«

»Ja«, sagte Hannah.

»Ich dachte, du wolltest Archäologin werden«, bemerkte Emmeline. »So wie Gertrude Bell.«

»Politikerin, Archäologin. Ich könnte beides werden. Wir leben schließlich im zwanzigsten Jahrhundert.« Sie zog die Brauen zusammen. »Wenn Papa mir bloß erlauben würde, zur Schule zu gehen.«

»Du weißt genau, wie Papa über die Schulausbildung von Frauen denkt«, hielt David ihr entgegen, und Emme-

line gab ihren Senf dazu, indem sie den bekannten Spruch nachplapperte: »Der gefährliche Weg in die Frauenemanzipation.«

»Außerdem sagt Papa, dass wir von Miss Prince alles bekommen, was wir an Bildung brauchen«, fügte Emmeline hinzu.

»Ist doch klar, dass Papa das sagt. Er hofft, dass er aus uns langweilige Ehefrauen für langweilige Ehemänner machen kann, die passabel Französisch sprechen, passabel Klavier spielen und ihre Männer höflicherweise beim Bridge gewinnen lassen. Und die nur ja nirgendwo unangenehm auffallen.«

»Papa sagt, niemand mag Frauen, die zu viel denken«, bemerkte Emmeline.

David verdrehte die Augen. »Wie diese Kanadierin, die ihn nach dem Besuch in der Goldmine nach Hause gefahren hat und die ganze Zeit nichts Besseres zu tun hatte, als über Politik zu reden. Die hat uns allen damit keinen Gefallen getan.«

»Ich *will* überhaupt nicht von jedem gemocht werden«, erklärte Hannah mit entschlossen vorgerecktem Kinn. »Ich würde glatt meine Selbstachtung verlieren, wenn alle mich immer nur nett fänden.«

»Die Sorge kann ich dir nehmen«, sagte David. »Ich weiß aus sicherer Quelle, dass etliche meiner Freunde dich nicht mögen.«

Hannah runzelte die Stirn, musste jedoch gleichzeitig grinsen. »Ich gehe jedenfalls heute nicht zu ihr in den Unterricht. Ich hab es satt, *Die Lady von Shalott* zu rezitieren, während Miss Prince sich in ihr Taschentuch schnäuzt.«

»Sie weint um ihre verlorene Liebe«, seufzte Emmeline.

Hannah verdrehte die Augen.

»Das stimmt!«, sagte Emmeline. »Ich hab gehört, wie Großmama es Lady Clem erzählt hat. Miss Prince war verlobt, bevor sie zu uns gekommen ist.«

»Wahrscheinlich ist der Mann rechtzeitig zur Besinnung gekommen«, schnaubte Hannah.

»Er hat stattdessen ihre Schwester geheiratet«, verkündete Emmeline.

Hannah schwieg verblüfft, aber nur einen Augenblick lang. »Sie hätte ihn anzeigen sollen, weil er sein Heiratsversprechen gebrochen hat.«

»Das hat Lady Clem auch gesagt – und sogar noch schlimmere Dinge –, aber Großmama meinte, Miss Prince wollte dem Mann keinen Ärger machen.«

»Dann ist sie dumm«, sagte Hannah. »Sie sollte froh sein, dass sie ihn los ist.«

»Hör sich einer diese Romantikerin an«, höhnte David. »Die arme Frau ist hoffnungslos in einen Mann verliebt, den sie nicht haben kann, und du bringst es nicht mal über dich, ihr hin und wieder ein trauriges Gedicht vorzutragen. Grausamkeit, dein Name sei Hannah.«

Hannah sah ihn ernst an. »Ich bin nicht grausam, ich denke nur praktisch. Romantik bringt die Leute dazu, sich selbst zu vergessen und Dummheiten zu begehen.«

David lächelte, das amüsierte Lächeln eines älteren Bruders, der sich sicher ist, dass die Zeit seine Schwester schon noch eines Besseren belehren wird.

»Es stimmt«, insistierte Hannah. »Miss Prince täte besser daran, sich den Kerl aus dem Kopf zu schlagen und sich – und uns – mit interessanten Dingen zu beschäftigen. Wir könnten zum Beispiel den Bau der Pyramiden durchnehmen, den Untergang von Atlantis oder die Abenteuer der Wikinger ...«

Emmeline gähnte und David hob die Hände zum Zeichen seiner Kapitulation.

»Jedenfalls«, fuhr Hannah fort, während sie ihre Zettel einsammelte. »Wir vergeuden unsere Zeit. Wir machen da weiter, wo Miriam Lepra kriegt.«

»Das haben wir doch schon hundertmal geprobt«, nörgelte Emmeline. »Können wir nicht was anderes machen?«

»Was denn?«

Emmeline zuckte verlegen die Achseln. »Ich weiß nicht.« Sie schaute erst Hannah, dann David an. »Könnten wir nicht das SPIEL spielen?«

Nein. Damals war es noch nicht das SPIEL. Es war einfach ein Spiel. Gut möglich, dass Emmeline an jenem Morgen Conkers oder Jacks oder Murmeln spielen wollte. Erst viel später begann ich, das SPIEL in Gedanken mit Großbuchstaben zu schreiben und das Wort mit Geheimnissen und Fantasien und ungeahnten Abenteuern in Verbindung zu bringen. Aber an jenem trüben, feuchten Morgen, als der Regen gegen die Fenster des Kinderzimmers prasselte, schenkte ich ihm kaum Beachtung.

Während ich hinter dem Sessel still und unbeobachtet die vertrockneten Blütenblätter zusammenfegte, stellte ich mir vor, wie es wäre, Geschwister zu haben. Ich hatte mir immer einen Bruder oder eine Schwester gewünscht. Einmal hatte ich meiner Mutter von meinem Wunsch erzählt und sie gefragt, ob ich vielleicht eine Schwester bekommen könnte. Eine, mit der ich plaudern und Streiche aushecken, mit der ich flüstern und träumen könnte. Meine Mutter hatte gelacht, aber es war ein verbittertes Lachen gewesen. Und dann hatte sie mir erklärt, sie sei nicht gewillt, denselben Fehler ein zweites Mal zu begehen.

Wie mochte man sich fühlen, fragte ich mich, wenn man wusste, wohin man gehörte, wenn man der Welt als Angehöriger eines Stammes, im Verein mit einer ganzen

Schar Verbündeter entgegentreten konnte? Während ich darüber nachdachte und geistesabwesend den Sessel abstaubte, regte sich plötzlich etwas unter meinem Staubwedel. Eine Decke wurde zurückgeschlagen, und eine weibliche Stimme krächzte: »Was ist? Was ist los? Hannah? David?«

Sie war so alt wie die Zeit. Eine uralte Frau, die, vor Blicken verborgen, zwischen den Kissen lag. Das musste Nanny Brown sein, das Kindermädchen. Ich hatte schon öfter gehört, wie mit leiser, ehrfürchtiger Stimme über sie gesprochen wurde, sowohl im Dienstbotentrakt als auch im Salon. Sie hatte Lord Ashbury großgezogen und war so eng mit der Familie verbunden wie das Haus selbst.

Unter den Blicken aus drei Paar blauen Augen stand ich wie versteinert da, den Staubwedel in der Hand.

Die alte Frau fragte: »Hannah? Was geht hier vor?«

»Nichts, Nanny Brown«, sagte Hannah, die endlich ihre Sprache wiedergefunden hatte. »Wir proben nur für das Theaterstück. Von jetzt an werden wir leise sein.«

»Passt auf, dass Raverley nicht zu ausgelassen wird, wenn er zu lange drinnen eingesperrt ist«, sagte Nanny Brown.

»Nein, Nanny Brown«, erwiderte Hannah. Ihr Tonfall verriet, dass sie nicht nur engagiert, sondern auch empfindsam sein konnte. »Wir sorgen dafür, dass er nichts anstellt.« Sie trat an den Sessel und deckte die winzige alte Frau wieder zu. »So, Nanny Brown, Sie müssen sich jetzt ausruhen.«

»Na ja«, flüsterte Nanny Brown schläfrig. »Vielleicht ein Weilchen.« Ihre Augen fielen zu, und kurz darauf atmete sie tief und gleichmäßig.

Mit angehaltenem Atem wartete ich darauf, dass eins der Kinder etwas zu mir sagte. Sie schauten mich immer

noch mit großen Augen an. Eine endlos lange Minute verging, während ich mir ausmalte, wie ich vor Nancy oder, schlimmer noch, vor Mr Hamilton gezerzt würde und erklären müsste, wie ich die Unverfahrenheit besitzen konnte, Nanny Brown abzustauben. Ich stellte mir den missbilligenden Blick meiner Mutter vor, wenn ich nach Hause käme, entlassen ohne Empfehlungsschreiben ...

Aber sie schalten mich nicht, zogen nicht die Stirn kraus und machten mir keine Vorwürfe. Sie taten etwas völlig Unerwartetes. Wie auf ein Zeichen hin brachen sie in schallendes Gelächter aus, krümmten sich vor Lachen, bis sie regelrecht ineinander verknäuelte waren.

Ich stand abwartend da, durch ihre Reaktion noch stärker verunsichert als durch die Stille, die ihr vorausgegangen war. Meine Unterlippe zitterte.

Schließlich ergriff das große Mädchen das Wort. »Ich bin Hannah«, sagte sie und wischte sich die Augen. »Kennen wir uns?«

Ich atmete aus und knickste. »Nein, Mylady. Ich bin Grace«, sagte ich leise.

Emmeline kicherte. »Sie ist keine Lady. Sie ist bloß eine Miss.«

Wieder machte ich einen Knicks, bemüht, ihrem Blick nicht zu begegnen. »Ich bin Grace, Miss.«

»Du kommst mir bekannt vor«, sagte Hannah. »Bist du sicher, dass du nicht Ostern schon hier warst?«

»Ja, Miss, ich hab gerade erst angefangen. Vor einem Monat.«

»Du siehst gar nicht aus, als wärst du schon alt genug, um als Dienstmädchen zu arbeiten«, sagte Emmeline.

»Ich bin vierzehn, Miss.«

»Ha!«, sagte Hannah. »Ich auch. Und Emmeline ist zehn, und David ist schon uralt – sechzehn.«

